



**HAL**  
open science

# Soziale Kategorisierung oder historische Phantasmagorie? Erkundungen zum historischen Gebrauch von mittelalterlichen sozialen Kategorien

Joseph Morsel

► **To cite this version:**

Joseph Morsel. Soziale Kategorisierung oder historische Phantasmagorie? Erkundungen zum historischen Gebrauch von mittelalterlichen sozialen Kategorien. Hans-Peter Baum, Rainer Leng, Joachim Schneider. *Wirtschaft – Gesellschaft – Mentalitäten im Mittelalter. Festschrift zum 75. Geburtstag von Rolf Sprandel, Franz Steiner (Stuttgart)*, pp.211-237, 2006, *Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, 107. halshs-00290478

**HAL Id: halshs-00290478**

**<https://shs.hal.science/halshs-00290478v1>**

Submitted on 25 Jun 2008

**HAL** is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

## Soziale Kategorisierung oder historische Phantasmagorie? Erkundungen zum historischen Gebrauch von mittelalterlichen sozialen Kategorien

von Joseph Morsel

Chez l'homme, la fonction symbolique du langage introduit un nouveau mode de relation (...) de telle sorte que l'homme a l'étrange privilège de pouvoir être un leurre pour l'homme.

(Marie-Cécile und Edmond Ortigues, *Œdipe africain*, 1973)

Die Beziehungen zwischen der Historie und den anderen Sozialwissenschaften sind nie einfach gewesen – sie schwanken von gegenseitiger Verachtung bis zu frommer Bewunderung und sind dazwischen geprägt durch wiederholte Aufrufe zu einer stets mehr angemahnten als verwirklichten Interdisziplinarität.<sup>1</sup> Dies gilt besonders für die Soziologie, da sich diese erst gegenüber der Historie herausbildete und von ihr abgrenzte.<sup>2</sup> Die Tragik der Historie ist gewissermaßen, daß sie ursprünglich einfach [212] in die Fußstapfen der alten, auf Gottes Willen orientierten Chronographie getreten ist, obwohl sie später erfunden wurde,<sup>3</sup> sodaß sie sich als eine Elaborationstechnik für eine wahrhaftige historische Erzählung dachte – deren Ziel ganz einfach die Legitimation der geltenden sozialen Ordnung war, genauso wie früher der antike Mythos. Dagegen mußten sich die am Ende des 19. Jahrhunderts entstehenden Sozialwissenschaften (Soziologie, Ethnologie, Linguistik und so weiter) erst eine massive theoretische Begründung schaffen, um ihr Feld, ihre Methoden und ihre Legitimität abzusichern – und diese reflexive Praxis ist ihnen eigen geblieben, weniger als eine innewohnende Tugend als ein Bestandteil ihrer Selbstdefinition und Integration im wissenschaftlichen Feld. Als die am Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts praktizierte Geschichtsschreibung später, in den 1930er und dann wieder in den 1960er Jahren im Rahmen

<sup>1</sup> Die Versuche einer systematischen Gliederung der hist. und außerhist. sozialwissenschaftlichen Methoden sind äußerst selten geblieben, wohl wegen der großen Schwierigkeiten und damit des großen (auch akademischen) Risikos des Unternehmens. Einer der ganz wenigen und frühesten konsequenten Versuche dieser Art seitens eines Historikers, die ich kenne, ist justament derjenige von Rolf Sprandel, *Mentalitäten und Systeme. Neue Zugänge zur Geschichte*, Stuttgart 1972, erschienen vor der Verbreitung der Praxistheorie Bourdieus, des Konstruktivismus von Berger und Luckman oder des ‚archäodiskursiven‘ Zugangs von Foucault (um nur einige der von den Historikern üblicherweise zitierten und manchmal auch rezipierten *big men* der Sozialwissenschaften zu nennen). Das Buch gehört deshalb zur Wissenschaftsgeschichte und wird heutzutage anscheinend wenig benutzt, jedenfalls aber wenig zitiert, obwohl das von ihm gestellte Problem des Zusammenhangs von Struktur und Entwicklung immer noch nicht gelöst (und sehr oft gar nicht erst reflektiert) wird.

<sup>2</sup> Was z.B. Frankreich betrifft, sollte man sich einfach daran erinnern, daß Durkheim und Simiand die Regeln der soziologischen Methode bes. gegen die Regeln entwickelten, die damals die herrschende Geschichtsschreibung regierten – diejenige der sogenannten ‚methodischen‘ Schule (Seignobos, Lavisso u.a. mehr um die *Zs. Revue Historique*, die der französischen Version des Rankianismus entsprachen), deren Methode als eine einfach geordnete Zusammenstellung von Fakten angeprangert wurde, während die Soziologie darauf zielen sollte, die Regeln der wissenschaftlichen Erklärung des Gesellschaftlichen zu erweisen. Bis Ende des 19. Jh. hatte es eine solche Dissoziation von Historie und Soziologie nicht gegeben, sodaß der Historiker Fustel de Coulanges 1889 schreiben konnte: „L'histoire [...] est la science des sociétés humaines. [...] On a inventé depuis quelques années le mot „sociologie“. Le mot „histoire“ avait le même sens et disait la même chose, du moins pour ceux qui l'entendaient bien. L'histoire est la science des faits sociaux, c'est-à-dire la sociologie même“ (*Histoire des institutions politiques de l'ancienne France*, Bd. 4, Paris 1889, S. IV). Mitte des 20. Jh. ging Claude Lévi-Strauss, *Histoire et ethnologie*, (zuerst 1949, dann wieder) in: ders., *Anthropologie structurale*, Paris 1958, S. 3–33, immer noch davon aus, daß solche Rollenzuschreibungen hinsichtlich der Historie in Geltung war. Dagegen Edward E. Evans-Pritchard, *Anthropologie et histoire*, in: *Les anthropologues face à l'histoire et à la religion*, Paris 1974, S. 49–72, sowie Jean-Claude Passeron, *Le raisonnement sociologique. L'espace non-poppérien du raisonnement naturel*, Paris 1991.

<sup>3</sup> Nämlich im späten 18. Jh., akzeptiert man (wie ich es tue) die Darlegung von Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1979.

breiterer Diskussionen der sozialen Grundvorstellungen in Frage gestellt wurde, standen inzwischen die theoretischen Instrumente der anderen Sozialwissenschaften zur Verfügung, sodaß die Gliederung Historie/Soziologie sich allmählich von der Gegenüberstellung Fakten/Regeln her zu derjenigen Transformation/Funktionieren hin entwickeln konnte.<sup>4</sup>

Heutzutage herrscht selbstverständlich nicht nur eine *doxa* unter den Historikern: Obwohl die Beschreibung dessen, „wie man im Mittelalter [um sich darauf zu begrenzen] lebte / arbeitete / Kinder erzog / glaubte / und so weiter“ wohl immer noch ein durchaus beliebtes Thema der Mittelalter-Historiker darstellt – wie es zum Beispiel ein rezenter Satz Peter Blickles klar zum Ausdruck bringt, wonach „Gegenstand der Geschichtswissenschaft die Rekonstruktion von Vergangenheit [ist]“<sup>5</sup> –, finden sich (immer mehr?) Historiker, die implizit oder explizit Marc Blochs schon alter Behauptung zustimmen, daß „l’histoire est la science d’un changement [213] et, à bien des égards, une science des différences“<sup>6</sup>. Also eine Wissenschaft des (dynamischen) sozialen Anders-Seins und -Werdens und nicht des vergangenen (mechanistischen) gesellschaftlichen Funktionierens.

Bedeutsam ist aber auch der grundsätzliche Unterschied zwischen beiden Haltungen bezüglich des Verhältnisses zu den anderen Sozialwissenschaften – ein Unterschied, den man sicherlich als paradox betrachten kann. Denn mir scheint, daß sich vor allem eben jene Historiker, die sich als solche mit dem gesellschaftlichen Wandel beschäftigen, der theoretischen Abstraktionskraft der anderen Sozialwissenschaften zuwenden, obwohl diese sich ihrerseits kaum für den sozialen Wandel interessieren.<sup>7</sup> Dagegen machen diejenigen, die sich der „Rekonstruktion der Vergangenheit“ widmen, kaum Gebrauch vom begrifflichen Instrumentarium, das die nicht-historischen Sozialwissenschaften anbieten, obwohl dieses eine sicherlich besser kontrollierbare und kontrollierte Annäherung an das Funktionieren von Gesellschaften erlauben würde.

## 1. DER HISTORIKER UND SEIN WIRKLICH ‚ANDERES‘

Jedoch schwindet die Paradoxie, sobald man feststellt, daß die Sozialwissenschaften, denen sich Historiker zuwenden, vor allem Wissenschaften der Differenz (wie die Geschichte nach Bloch) sind: Ethnologie und Sozialanthropologie, [214] Soziologie, Lin-

<sup>4</sup> Klarstes Beispiel davon ist, in Frankreich, das Buch von Alain Guerreau, *L’avenir d’un passé incertain. Quelle histoire du Moyen Âge au XXI<sup>e</sup> s.?*, Paris 2001, z.B. S. 61 f., 251 f.

<sup>5</sup> Peter Blickle, *Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform*, München 2000, Bd. 1, S. 1 (es handelt sich um die allerersten Wörter des Buchs nach dem Vorwort, die man deshalb wohl als das Motto des Buchs betrachten kann).

<sup>6</sup> Marc Bloch, *Que demander à l’histoire?*, (zuerst 1937, dann wieder) in: ders., *Mélanges historiques*, Paris 1963, Bd. 1, S. 3–15, hier S. 8. Trotz des Eindrucks, den die Gegenüberstellung von Bloch und Blickle erwecken könnte, sind beide Haltungen nicht auf nationale Voraussetzungen reduzierbar, obwohl die erstgenannte sich bes. gut der in Deutschland stark verbreiteten Rechtsgeschichte anpasst. Denn das erwähnte Wort Rekonstruktion gehört zu den zentralen Begriffen der klassischen, ‚romantischen‘, sich als die Vergangenheit vor dem Vergessen rettend und sie wieder belebend konzipierenden Rechtsgeschichte Savignyscher Art. Aber sie ist auch oft in Frankreich und anderswo zu finden: Eine in Frankreich berühmte Handbuchreihe, an der bekannte Historiker mitgewirkt haben, heißt gerade *„Das alltägliche Leben (La vie quotidienne) in [Ortsname] zur Zeit [eines Herrschers, eines Ereignisses oder einfach eines Jh. oder einer Geschichtsperiode]“*. Dieser beschreibenden Zugangsweise begegnet man auch noch in sehr vielen Arbeiten von französischen Berufshistorikern.

<sup>7</sup> Der Anthropologe Alban Bensa, *De la micro-histoire vers une anthropologie critique*, in: *Jeux d’échelles: la micro-analyse à l’expérience*, hg. von Jacques Revel, Paris 1996, S. 37–70, hebt deutlich die bei den Anthropologen allgemein übliche Ablehnung der Verzeitlichung ihrer Ergebnisse hervor – eine Haltung, die durch den Vergleich mit dem quasi-anthropologischen Zugang der Mikro-Historiker als durchaus willkürlich erscheint: *„Alors que la micro-histoire donne accès à la présence passée du temps, l’anthropologie s’installe dans un éternel présent. [...] Faut-il admettre, avec Umberto Eco, que les ethnologues sont les ‘journalistes de l’éternel’, ou bien souligner ce que cette attitude méthodologique a d’irréaliste?“* (S. 49 f.).

guistik, Semantik und so weiter<sup>8</sup>. Die betreffende Differenz meint jedoch nicht eine Gegenüberstellung von intrinsischen Daten (‘ich’ als solcher *versus* ‘die anderen’ als solche), sondern die Konstruktion der Differenz. Sonst hieße das, daß diese Wissenschaften mit vorherbestimmten Objekten (‘die anderen’) umgingen – tatsächlich aber entwickelten sie sich weniger, indem sie sich ein zuvor existierendes Objekts aneigneten (zum Beispiel die Historie mit der Vergangenheit oder die Geographie mit dem Raum<sup>9</sup>) als daß sie Zugangsweisen zum und Analysemethoden des Gesellschaftlichen oder Menschlichen (was dasselbe ist) entwickelten.<sup>10</sup> Diesen Wissenschaften ist nämlich gemeinsam, daß sie Wissenschaften der Verfremdung sind, des Bruchs mit einer unmittelbaren Wahrnehmung.

Das Grundprinzip dieses Verfremdungsimperativs gegenüber dem, was die untersuchten Objekte angeblich sein, sagen bzw. tun sollen, ist das Prinzip des Nicht-Bewußten<sup>11</sup> – was nicht identisch mit dem Unbewußten ist: Das Unbewußte ist eine jedem Menschen eigene Tatsache, jeder hat sein Unbewußtes, während das, worauf das Nicht-Bewußte hinweist, das Vorhandensein von Dingen ist, die dem individuellen Bewußtsein (und demnach auch demjenigen, der sich auf das Bewußtsein bzw. Unbewußte eines Individuums konzentrieren würde...) entgehen, die jedoch eine solche Regelmäßigkeit aufweisen, daß sie als kollektives und somit [215] als gesellschaftliches Phänomen identifiziert werden müssen. Das Nicht-Bewußte ist also einem Jeden fremd. Genau hier aber stellt sich die Notwendigkeit der Sozialwissenschaften: Denn deren Aufgabe und Notwendigkeit resultiert erstens aus der Grundannahme, daß die Gesellschaften auf sozialen, rational erkennbaren Logiken beruhen sowie – untrennbar davon – zweitens aus der Kontradiktion, daß einerseits die Menschen gesellschaftlich handeln, ohne die globale soziale Logik ihrer Handlungen zu beherrschen (das heißt sie zu identifizieren, zu analysieren und zu instrumentalisieren) und daß sie andererseits doch glauben, die Zusammenhänge und Rahmenbedingungen ihrer Handlungen zu kennen, sich also selbst mit der Illusion der Durchsichtigkeit von Menschen und Handlungen täuschen.

Historie als Sozialwissenschaft zu treiben – und zwar mit dem spezifischen Beitrag gegenüber den anderen Sozialwissenschaften, zum Verständnis des gesellschaftlichen Wandels beizutragen, verlangt demnach, das Prinzip des Nicht-Bewußtseins der sozialen Fakten und somit der Kontradiktion zwischen Nicht-Bewußtem und Bewußtem zu akzeptieren. Dies führt freilich zur problematischen Wirklichkeits-Frage, da der

<sup>8</sup> Vgl. z.B. Lévi-Strauss (wie Anm. 2), S. 19: Ethnologie sei „une discipline dont le but premier, sinon le seul, est d’analyser et d’interpréter les différences...“ Vgl. auch Pierre Bourdieu, Jean-Claude Chamboredon und Jean-Claude Passeron, *Le métier de sociologue. Préalables épistémologiques*, Paris – La Haye 1973, z.B. S. 35; Jacques Derrida, *De la grammatologie*, Paris 1967 u.a. mehr.

<sup>9</sup> Solange man die Historie in Bezug auf die Vergangenheit definiert (vgl. Blickles Satz), oder die Geographie in Bezug auf den Raum, sperrt man Historie bzw. Geographie auf dem Stand von Disziplinen (den anderen Wissenschaften gegenübergestellt) ein, die sich einfach durch ein spezielles und reserviertes Objekt (z.B. die Vergangenheit), besondere technische Kenntnisse (alte Sprachen, Paläographie, *termini technici* usw.) und akademische Anerkennungsweisen (d.h. Umgrenzungsrituale) bestimmen.

<sup>10</sup> Wie Max Weber, *Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis*, (zuerst 1904, dann wieder) in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 2. durchgesehene und ergänzte Auflage, hg. von Johannes Winckelmann, Tübingen 1951, S. 146–214, S. 166, schreibt: „Nicht die ‚sachlichen‘ Zusammenhänge der ‚Dinge‘, sondern die gedanklichen Zusammenhänge der Probleme liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde: wo mit neuer Methode einem neuen Problem nachgegangen wird und dadurch Wahrheiten entdeckt werden, welche neue bedeutsame Gesichtspunkte eröffnen, da entsteht eine neue ‚Wissenschaft‘.“ (Sperrungen im Original)

<sup>11</sup> Vgl. Bourdieu, Chamboredon und Passeron, *Le métier de sociologue* (wie Anm. 8), S. 29–34, die auf Gründerväter der Sozialwissenschaften wie Marx, Weber, Durkheim, Simiand, Lévi-Strauss usw. verweisen – nicht um eines Synkretismus’ willen, sondern weil die Unterschiede bei den jeweiligen Theorien der sozialen Welt zweitrangig werden, sobald über die rationalen Möglichkeiten der wissenschaftlichen Erkenntnis des Gesellschaftlichen nachgedacht wird. Viele meiner hier vorgetragenen Reflexionen über die Aufgabe und Notwendigkeit einer hist. Sozialwissenschaft schöpfen aus diesem m.E. fundamentalen Buch.

Historiker gegen alle irrationalistischen oder fiktionalistischen Sirenen darauf bestehen muß, daß er über die Wirklichkeit arbeitet: Der Historiker ist kein Schriftsteller.<sup>12</sup> Aber was für eine Wirklichkeit? Diese zentrale Frage wird in der Perspektive einer Rekonstruktion der unausgesprochen als real begriffenen Vergangenheit völlig im Dunklen gelassen. Andererseits wird die Frage nach der Wirklichkeit jedoch sofort drohend-kritisch an jene gestellt, die die Möglichkeit einer positiven und direkten Rekonstruktion der Vergangenheit anhand der zur Verfügung stehenden Quellen in Zweifel ziehen, wenn diese Quellen nämlich als Diskurse und Vorstellungsträger begriffen werden, das heißt als nur mittelbare Zugänge zu Praktiken – doch immerhin als Zugänge zur sozialen Wirklichkeit.<sup>13</sup>

[216] Für den Historiker stellt sich jedoch die Frage nicht danach, ob eine Wirklichkeit (die konkrete ‚Realität‘) außerhalb des menschlichen Bewußtseins existiert oder nicht: So gestellt ist dies eine wissenschaftlich und gesellschaftlich irrelevante Frage, die eher auf den Glauben und die Imagination als auf das (rationale) Denken verweist. Das einzige mögliche Forschungsobjekt des Historikers ebenso wie das aller Sozialwissenschaftler ist die soziale Wirklichkeit. Und das sind weder die Personen, noch die Tiere, noch die Dinge, noch die Ereignisse, sondern die sozialen Verhältnisse zwischen den Personen und zwischen den Personen bezüglich der Tiere bzw. Dinge, die sich in Ereignissen ‚nicht bewußt‘ verwirklichen. Seit Durkheim hat die Soziologie deutlich gezeigt, daß die sozialen Beziehungen nicht zwischen Subjekten (das heißt von durch Motivationen und Intentionen geleiteten Akteuren) geknüpft werden, sondern zwischen sozialen Zusammenhängen und zwischen sozialen Positionen: Die Bedeutung der persönlichsten und ‚durchsichtigsten‘ Handlungen und Äußerungen gehört nicht dem handelnden Subjekt, sondern dem vollständigen System von Verhältnissen, in welchen und durch welche diese Handlungen ausgeführt werden. Demnach sind sie gesellschaftlich ‚wirklicher‘, als die einbezogenen Subjekte selbst, können aber nur jenseits der individuellen Äußerungen und Rechtfertigungen erkannt werden. Somit muß der Historiker davon ausgehen, daß die soziale Wirklichkeit die einzige Tatsache ist, die genuin außerhalb des Bewußtseins – und nur außerhalb des Bewußtseins – existiert.

Dies erfordert, das System der sozialen (objektiven) Beziehungen festzustellen, in welche die Individuen integriert sind, und die sich in der Gliederung und Morphologie der Gruppen angemessener als in den Meinungen und erklärten Intentionen der Subjekte ausdrücken. Will man die ideologische Rechtfertigung nicht mit der Grundbedeutung der Taten verwechseln, müssen Erklärungen mit der Intentionalität bzw. den Motivationen der Akteure, aber auch durch die von den Akteuren selbst für ihre Handlungen bzw. Haltungen abgegebenen Erklärungen abgelehnt werden, wobei letztere jedoch

<sup>12</sup> Die Fruchtbarkeit, sich vor Beginn der Untersuchung nach der Wirklichkeitskonstitution zu fragen, wurde z.B. neuerdings von der Arbeit von Jörg Rogge, Herrschaftswertung, Konfliktregelung und Familienorganisation im fürstlichen Hochadel. Das Beispiel der Wettiner von der Mitte des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, Stuttgart 2002 (Monographien zur Geschichte des MA 49), bes. S. 4 ff., gut aufgezeigt.

<sup>13</sup> Ein schönes Beispiel von Unverständnis zwischen denen, die die soziale Wirklichkeit als doppelt (von Praktiken und Vorstellungen) konstituiert und die zur Verfügung stehenden Quellen als von den Vorstellungen primär gestaltete Äußerungen über die Wirklichkeit konzipieren (sodaß die Praktiken nicht direkt ablesbar sind – oder zumindest nur mit großer Vorsicht und auch erst, nachdem der Grund der Verschriftung und ihrer Form geklärt worden ist) und denen, die davon ausgehen, daß die Quellen einen direkten Zugang zur Wirklichkeit gewähren (sobald die Quellen echt und eventuell auch nicht literarischer Art sind), kann man im Band Armut im MA, hg. von Otto Gerhard Oexle, Ostfildern 2004 (Vorträge und Forschungen 58) finden, nämlich zwischen meinem (der ersten Zugangsweise zuzurechnenden) Beitrag: Joseph Morsel, Adel in Armut – Armut im Adel? Beobachtungen zur Situation des Adels im SpätMA, S. 127–164 und den darauf folgenden Kritiken, die von Franz J. Felten (Zusammenfassung, bes. S. 365–370, 400) (mit)geteilt werden: Meinem (als „reine Textualisierung“ angeprangerten) diskursanalytischen Zugriff wird stets eine Darlegung davon, was „die Realität“, „realitätsnah“, „real“, „konkret“ bzw. „die tatsächliche Realität“ nach den schon bestehenden Arbeiten oder gängigen Meinungen sein soll, gegenübergestellt. Dabei bleibt jedoch der Zusammenhang von ‚Realität‘ und ‚sozialer Wirklichkeit‘ völlig außer Acht.

als Aspekte (und das heißt nicht als Gründe) der zu erklärenden Handlungen bzw. Handlungen mit betrachtet werden müssen.<sup>14</sup> Die Wissenschaftlichkeit [217] der Historie wird also bei dem Rückgriff auf die Sozialwissenschaften besonders dadurch gefördert, daß das historische Objekt ‚entrealisiert‘ wird: Objekt des Historikers ist deshalb weniger die Vergangenheit, eine Stadt, die Armen und so fort als die Regelmäßigkeiten (und deren Transformationen) von Phänomenen, die die Akteure durch ihre Handlungen einführen, ohne sich dessen freilich bewußt zu sein. Die einfache Summierung von vielen (zum Beispiel durch Vermehrung von Dokumenten erlangten) erklärten Intentionen oder Rechtfertigungen führt nicht zum Gesellschaftlichen, sondern einfach zur häufigsten Meinung, die selbst zwar ein Teil, aber nur ein bestimmter Teil des Gesellschaftlichen ist: Die erwähnten Regelmäßigkeiten resultieren zwar aus einer Summierung, aber von Bestandteilen, die auf der Ebene jedes einzelnen Handelnden eher ohne große Bedeutung erscheinen.<sup>15</sup>

Nicht bewußte Regelmäßigkeiten betreffen also Phänomene, die im Rahmen der einzelnen Handlungen – und der einzelnen Dokumente – nicht abwesend sind, sondern die unauffällig sind. Diese Unauffälligkeit ist jedoch selbst ein soziales Konstrukt, und nicht eine innere Eigenschaft des Phänomens: Die (Un)Auffälligkeit der sozialen Phänomene wird durch die soziale Logik definiert. Deshalb muß das im Dokument Hervorgehobene je nach der sozialen Logik verstanden<sup>16</sup> und dem [218] Unauffällig-gemachten große Aufmerksamkeit geschenkt werden. Des öfteren wird sich das Bedeutende im am wenigsten Spektakulären, im Banalsten, im am wenigsten Originalen und nicht im Eigentümlichen befinden. Die bedeutenden Regelmäßigkeiten müssen also über ihre banalsten Spuren ausfindig gemacht werden, deren Banalität jedoch nicht *a priori* festgestellt werden kann – sonst würde es genügen, Banales zu suchen. Doch werden die meisten Dinge gerade dadurch banal, daß man sie nicht bemerkt, also daß

<sup>14</sup> Hier begegnet man der Unterscheidung wieder, die François Simiand am Anfang des 20. Jh. auf Kosten der Geschichte zwischen dem unfruchtbaren Dokument des Historikers und den darin kodierten, nicht-bewußten Spuren der objektiven gesellschaftlichen Phänomene, die das Objekt der Sozialwissenschaften sind, machte: „Si au document on demande, comme le fait l'historien traditionnel, des événements individuels, mieux encore des explications par les motifs, des actions, des pensées individuelles, dont la connaissance n'est nécessairement obtenue que par l'intermédiaire d'un esprit [i.e. die Subjektivität des Autors], alors le document n'est pas, en effet, matière de travail scientifique propre. Mais si la recherche est tournée vers 'l'institution' et non pas vers 'l'événement', vers les relations objectives entre les phénomènes et non pas vers les intentions et les fins conçues, il se trouve alors souvent, en réalité, qu'on atteint le fait étudié non par l'intermédiaire d'un esprit, mais *directement*. [...] Coutumes, représentations collectives, formes sociales, souvent sont inconsciemment enregistrées ou laissent automatiquement des traces dans ce que l'historien appelle document. [...] La critique de la connaissance faite par les méthodologistes de l'histoire ne vaut donc pleinement que pour l'objet et la pratique de l'histoire traditionnelle; pour embrasser toute la pratique de la science sociale positive, et pour en fixer même la meilleure et la plus féconde part, elle serait à reprendre tout entière, à fortement modifier et à grandement compléter.“ (Méthode historique et science sociale, zuerst 1903, dann wieder in: Annales E.S.C. 15 [1960], S. 83–119, hier S. 98).

<sup>15</sup> Die wissenschaftliche Relevanz der Variation der Untersuchungsskala wurde bes. in: Les formes de l'expérience. Une autre histoire sociale, hg. von Bernard Lepetit, Paris 1995, und in dem Sammelband Jeux d'échelles (wie Anm. 7) unterstrichen. Ein konkretes Beispiel davon konnte ich anhand der Vornamengebung beim spätm. fränkischen Niederadel geben: Joseph Morsel, Changements anthroponymiques et sociogenèse de la noblesse en Franconie à la fin du Moyen Âge, in: Genèse médiévale de l'anthropologie moderne, III: Enquêtes généalogiques et données prosopographiques, hg. von Monique Bourin und Pascal Chareille, Tours 1995, S. 89–119, bes. 101 f.: Wenn man sie auf der Ebene der einzelnen Geschlechter statistisch untersucht, kommt man zu ganz anderen Ergebnissen – nämlich dem Vorkommen von spezifischen Vornamen (*Erkingen* bei den Seinsheim, *Stamm* bei den Schlitz, *Bosse* bei den Buchenau, *Frowin* bei den Hutten, *Reuß* bei den Thüngen, *Raban* bei den Helmstatt usw.), die die jeweiligen Geschlechter identifizieren, neben einer Reihe von mehr oder weniger traditionellen Vornamen, als wenn man die gleiche statistische Untersuchung auf der Ebene der ganzen Ritterschaft durchführt, bei der man das Auftreten und die Vorherrschaft von ritterlichen Vornamen ab der Mitte des 15. Jh. feststellt. Es wäre irreführend, einem Ergebnis Vorrang zu geben oder gar beide Ergebnisse als einander ausschließend zu betrachten (mit der Folge, daß eine Untersuchungsskala irrelevant wäre), anstatt zu versuchen, ihre Artikulation erscheinen zu lassen.

<sup>16</sup> Dies kann man am Beispiel der Verwandtschaft gut sehen: Im Abendland verliert die Verwandtschaft ihre übliche strukturierende Kraft, sodaß die verwandtschaftlichen Verhältnisse den Zwängen der herrschaftlichen Reproduktion untergeordnet werden, mit der fundamentalen Folge, daß keineswegs alles, was eine verwandtschaftliche Form hat, auch unbedingt ein verwandtschaftliches Phänomen ist. Vgl. diesbezüglich meinen Kommentar des oben (Anm. 12) erwähnten Buchs von Rogge, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 76 (1995), S. 245–252.

man sie eben nicht bewußt als banal wahrnimmt, sodaß ihre Banalität grundsätzlich einfach der Ausdruck ihrer sozialen Wirksamkeit ist.

Eine Banalisierung durch den Historiker entspringt zwei Haltungen: Entweder betrachtet er das als wertlos, was systematisch vorkommt und das er demnach für reinen Formalismus hält (zum Beispiel die Invokationen und Arengen von Diplomen, die pauschale Verwendung der Wörter *vetter* und *schwager* für ganz verschiedene Verwandtschaftsgrade, feste Wortverbindungen wie *servus servorum* oder *arm und reich* und so weiter). Diese Haltung wird besonders durch seine (archivalische oder bibliographische) Vertrautheit mit der untersuchten Gesellschaft gefördert – als eine negative Nebenwirkung intimer Kenntnis. Diese stattet den Kenner mit einer (bereits sprachlichen) Vertrautheit mit seinem Objekt aus, die ihn dazu führt, zugunsten der Singularitäten das Originale beim untersuchten sozialen System nicht mehr wahrnehmen zu können. Diese Vertrautheit und Nähe bedeutet einfach, daß der Historiker sich die (hier) mittelalterliche genuine Banalisierung aneignet und sich somit von den bei jeder sozialen Logik zustande kommenden Ablenkungsmechanismen leiten läßt.

Oder – die zweite mögliche Haltung – der Historiker vernachlässigt im Dokument, was für ihn (das heißt in seiner Gesellschaft) banal ist, weil er die geschichtlichen Phänomene mit Eigenschaften aus seiner eigenen spontanen (das heißt gemeinplatzartigen) Soziologie ausstattet – mit dem zusätzlichen Effekt, daß solche, unauffällig aus der eigenen sozialen Umgebung gewonnenen Beobachtungen die nachfolgende Lektüre von Originaldokumenten steuern. Diese Art von ‚Nachlässigkeit‘ fängt schon bei der Frage der bloßen Existenz des Dokuments selbst an, dessen Wesen als bisher überliefertes Schriftobjekt durch vorschnelles Zugreifen nach unreflektierten Begriffen wie ‚Text‘ oder ‚Quelle‘ unverständlich wird, die die gesellschaftliche Bedeutung des Schreibens, des Nicht-Zerstörens und des Archivierens (eventuell auch des Edierens) solcher Objekte verschwinden lassen. Die Nachlässigkeit geht weiter mit der Reduzierung des Christlichen auf Religionsfragen und anderen Fällen von Rückprojizierungen spontaner Begriffe (‚Sport‘ und so weiter), die als solche keinen Sinn für die mittelalterliche Gesellschaft haben.

[219] An den Historiker ergeht also eine doppelte Verfremdungsforderung: gegenüber seiner eigenen spontanen Soziologie und gegenüber dem, was die historiographischen Annahmen bzw. was die Dokumente selbst hervorheben.<sup>17</sup> Die demgegenüber zur Zeit wirkungsvollste Verfremdungsmaßnahme ist wohl die der ‚Übersetzung‘ – nicht im trivialen Sinn (obwohl jeder, der ernsthaft Übersetzungen versucht hat, weiß, inwieweit das Übersetzen dazu zwingt, auf alle in der gewöhnlichen Sprache gebrauchte und verbrauchte Metaphern zu verzichten und damit die Schattenzonen der kollektiven Vorstellungen zu beleuchten), sondern im Sinne eines vollständigen Wechsels von semantischem Systemen, zum Beispiel durch Konversion eines Textes in numerierte Reihen

<sup>17</sup> Man muß übrigens noch eine dritte Form des Abschieds von der Durchsichtigkeitsillusion hinzufügen, nämlich von einer dem Historiker eigenen Illusion, deren Abbau noch in seinen Anfängen ist: Das Material des Historikers ist keine direkte Mitteilung, sondern wird schriftlich überliefert, archiviert und durch die hist. Praxis in eine ‚Quelle‘ verwandelt, was über die klassische Echt-/Unecht-Frage hinaus erfordert, nach dem sozialen Sinn des Schriftgebrauchs in der untersuchten Gesellschaft, der Konservierung und der Verwandlung von Archivalien in ‚Quellen‘ zu fragen. Für (erste) Überlegungen und Lit.-Hinweise dazu vgl. Ludolf Kuchenbuch, Sind mediävistische Quellen ma. Texte? Zur Verzeitlichung fachlicher Selbstverständlichkeit, in: Die Aktualität des MA, hg. von Hans-Werner Goetz, Bochum 2000, S. 317–354; Joseph Morsel, Ce qu’écire veut dire au Moyen Âge... Observations préliminaires à une étude de la scripturalité médiévale, in: Memini. Travaux et documents de la Société des études médiévales du Québec, 4 (2000), S. 3–43; L’historien et ‚ses‘ ‚sources‘, hg. von Joseph Morsel, in: Hypothèses 2003. Travaux de l’École doctorale d’histoire de l’Université Paris I Panthéon-Sorbonne, Paris 2004, S. 271–362; Fabrique des archives, fabrique de l’histoire, hg. von Étienne Anheim und Olivier Poncet, in: Revue de Synthèse 125 (2004), S. 1–195; ‚Textus‘ im MA. Komponenten und Situationen des Wortgebrauchs im schriftsemantischen Feld, hg. von Uta Kleine und Ludolf Kuchenbuch, Göttingen 2006 (VMPIG 216).

(lexikalische Statistik in Tabellen-, Kurven- oder Punktdiagrammform) oder in Schemen bzw. Graphen (struktureles, aktantielles, diskursives Schema und so weiter). Solch eine Konversion läßt somit andere regelmäßige Phänomene (Benutzungsfrequenzen, semantische Zusammenhänge, argumentative Strukturen) als diejenige erscheinen, mit denen wir (je nach unserer spontanen Soziologie, unseren historiographischen Vermutungen oder dem von den Dokumenten Hervorgehobenen) gerechnet hätten. Die Konversion besitzt also keine erklärende, sondern nur eine heuristische Wirkung: Sie erlaubt, mit der irreführenden Vertrautheit zu brechen und zum ideellen (aber keinesfalls irrationalen) Hintergrund der Handlungen und ihrer schriftlichen Formung Zugang zu gewinnen.

Die Suche nach der sozialen Logik über jene Spuren, die sie in allen regelmäßig erscheinenden Geschehnissen hinterläßt, und die die Historiker in den schriftlichen Dokumenten anhand des Vokabulars (mit Hilfe der Wortfeld- und Sinnbezirkanalyse) und der Argumentation (mit Hilfe der Diskursanalyse) aufspüren müssen, führt demnach dazu, den sozialen Vorstellungen (früher ‚Einstellungen‘, jetzt auch [220] ‚Sinnformationen‘ genannt) große Aufmerksamkeit zu schenken. Hiermit begegnet man, nach demjenigen des Nicht-Bewußten, dem zweiten Wirklichkeits-Problem: Man muß nicht nur davon ausgehen, daß das Dokument jenseits der im Rahmen der dokumentierten Handlung verbundenen Subjektivitäten auf nicht bewußte soziale Fakten verweist, die ihrerseits die soziale Wirklichkeit als die einzige Wirklichkeit bilden, sondern auch, daß diese soziale Wirklichkeit durch die sprachlichen und diskursiven Gebräuche erreichbar ist, die ihrerseits mit den sozialen Vorstellungen korrelieren. Hier wird also das Problem des Zusammenhangs zwischen sozialer Wirklichkeit und sozialen Vorstellungen gestellt, dessen Lösung aus der Sicht des Historikers wegen des Mangels diesbezüglicher geschichtswissenschaftlicher Reflexionen zur Zeit kaum absehbar ist.<sup>18</sup>

Der Zusammenhang zwischen den sozialen Kategorien, denen wir massenhaft in den Dokumenten begegnen, und der sozialen Wirklichkeit ist nur ein Teilaspekt des erwähnten Problems, stellt aber einen guten Ausgangspunkt dar dafür, um die Schwierigkeiten zu erkennen, die dem Historiker im Wege stehen, aber auch dafür, um die Wirksamkeit der Vorstellungen in der sozialen Wirklichkeit festzustellen.<sup>19</sup> Ich [221] bean-

<sup>18</sup> Diese Schwäche entspricht keinem spezifischen ‚Schwachsinn‘ der Historiker selbst, sondern eher akademischen Blockierungen, die zum Zusammenwerfen von Mentalitätsgeschichte, hist. Anthropologie, Geschichte der Vorstellungen, hist. Semantik, postmodernem Dekonstruktivismus u.a. mehr ungeachtet ihrer Unterschiede und heuristischen Eigenschaften in einem als ‚unseriös‘ etikettierten Sack führen: Vgl. die scharfe Kritik von Peter Schöttler, Wer hat Angst vor dem ‚linguistic turn‘?, in: Geschichte und Gesellschaft 23/1 (1997), S. 134–151. Man bleibt deshalb immer noch auf nicht-hist. sozialwissenschaftliche Arbeiten angewiesen: Peter L. Berger, Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie (1966), (dt. Übersetzung) Frankfurt am Main 1980; Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft (1980), (dt. Übersetzung) Frankfurt am Main 1987; Maurice Godelier, L'idéal et le matériel. Pensée, économie, sociétés, Paris 1984. Vgl. jedoch, aus hist. Sicht: Institution und Ereignis. Über hist. Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordens, hg. von Reinhard Blänkner und Bernhard Jussen, Göttingen 1998 (VMPiG 138); Kulturelle Reformation. Sinnformationen im Umbruch 1400–1600, hg. von Bernhard Jussen und Craig Koslofsky, Göttingen 1999 (VMPiG 145); Guerreau (wie Anm. 4), S. 195–205. Grundsätzlich muß nachdrücklich unterstrichen werden, daß der Zusammenhang ‚soziale Vorstellungen / soziale Wirklichkeit‘ überhaupt nicht als eine Gegenübersetzung beider Teile zu fassen ist: Die Vorstellungen gehören zu der sozialen Wirklichkeit genauso wie die anscheinend konkreteren Praktiken (z.B. die Fehde): Die Frage nach dem Zusammenhang ist die nach der spezifischen Effizienz der Vorstellungen in allen sozialen Fakten.

<sup>19</sup> Als soziologisches Paradebeispiel: Luc Boltanski, Les cadres. La formation d'un groupe social, Paris 1982. Als „Soziogenese“ habe ich den sozialen Prozeß gegenseitiger Bestimmung von Vorstellungs-, Darstellungs- und Praktikenänderungen im Fall der ‚Erfindung‘ des Adels bezeichnet; zur Gesamtgliederung der verschiedenen Faktoren, vgl. L'invention de la noblesse en Haute-Allemagne à la fin du Moyen Âge. Contribution à l'étude de la sociogenèse de la noblesse médiévale, in: Guerre, pouvoir et noblesse au Moyen Âge. Mélanges en l'honneur de Philippe Contamine, hg. von Jacques Paviot und Jacques Verger, Paris 2000, S. 533–545. Die grundlegende und mehrseitige Bedeutung der Kategorienänderungen sieht man auch sehr deutlich bei Bernhard Jussen, Der Name der Witwe. Erkundungen zur Semantik der ma. Bußkultur, Göttingen 2000 (VMPiG 158), der von der ‚Erfindung‘ der Witwe durch die Kirchenväter ausgeht, die das klassische lateinische Wort *vidua* umdeuteten und somit die ihren Mann überlebenden



spruche selbstverständlich nicht, diese Probleme hier schlichtweg zu lösen, sondern ich möchte vielmehr Reflexionen vortragen, die zunächst von einigen fränkischen Urkunden ausgehen, um von dort aus zur Wahrnehmung der beschriebenen Problemlage beizutragen – wozu die Sozialwissenschaften dem Historiker wirkungsvolle Analysemittel und relevante Beispiele kritischer Einstellungen anzubieten haben.

Da ich schon die Gelegenheit hatte, die Fruchtbarkeit von systematischen lexikometrischen Zugängen (bezüglich der Namengebung und adelsbezogener Begriffe) und von diskursiven Analysen bestimmter Kategorien (*arme leute*, *burgenses nostri/parisienses*) zu erproben,<sup>20</sup> werde ich hier anders vorgehen: Ich möchte eine Taxonomie, das heißt eine klassifikatorische Aneinanderreihung von Kategorien untersuchen, die theoretisch alle Mitglieder einer bestimmten Gesamtgruppe oder sogar der ganzen Gesellschaft erfassen soll. Deren Untersuchung erscheint um so notwendiger, da solche, obschon ganz übliche Reihungen meistens (wenn nicht sogar immer) beiseite gelassen werden (sie werden als banal und/da rein formal betrachtet), obschon sie – schon durch ihre Struktur, sobald man auf sie achtet – gewisse Merkmale des Vorstellungssystems anzeigen, wodurch sie dieses besser verständlich machen und uns über die Modalitäten der Aufrechterhaltung soziale Systeme belehren können.

[222]

## 2. DARSTELLUNG UND STRUKTURIERUNG DER SOZIALEN GESAMTHEIT MITTELS KATEGORIELLER BINOME

1366 erwähnt eine Urkunde des Bischofs von Würzburg im Laufe des Textes „alle [seine] Leute“, was sofort durch eine Reihe von Binomen verdeutlicht wird, die paarweise einander gegenübergestellte Kategorien miteinander verbinden: *mit allen sinen lu<sup>e</sup>ten, edeln vnd vnedeln, pfaffen vnd leyen, frauwen vnd mannen, geystlich vnd werltlich*<sup>21</sup>. Diese Aufzählung hätte übrigens auch wohl noch verlängert werden können, da man in anderen Urkunden noch weiteren Binomen begegnet, wie *jung/alt*<sup>22</sup>, *arm/reich*<sup>23</sup>, *Christen/Juden*<sup>24</sup> und so weiter. Dieser Rückgriff auf Binome, um eine Gesamtheit zu bezeichnen, scheint mir besonders signifikant hinsichtlich des Problems, das uns hier

---

Frauen zu einem spezifischen sozialen Typ bildeten, der für die logische Struktur ihres neuartigen, christlichen Gesellschaftsmusters unentbehrlich war. Natürlich muß es ‚seit jeher‘ Frauen gegeben haben, die ihren Mann überlebten. Aber gesellschaftlich hatte ihr Zustand keine Relevanz, d.h. keine Existenz – es war einfach ein individuelles Schicksal. Die Erfindung der Kategorie (Jussen sagt: *species*) der Witwe entspricht demnach der Erfindung ihrer gesellschaftlichen Bedeutung, also ihrer Existenz – und zur spannenden Frage wird deshalb die nach der sozialen Entwicklung, die die Kirchenväter in die Lage brachte, einerseits die Witwenschaft zu brauchen, und andererseits sie (als „Inhaber der Definitionsmacht“, nach Jussen, S. 10) durchsetzen zu können. Denn die Witwe gehörte danach fest zur sozialen Wirklichkeit.

<sup>20</sup> Vgl. meine Anm. 15 und 19 erwähnten Arbeiten, sowie Joseph Morsel, *Comment peut-on être Parisien? Contribution à l'histoire de la genèse de la communauté parisienne au XIII<sup>e</sup> s.*, in: *Religion et société urbaine au Moyen Âge. Études offertes à Jean-Louis Biget*, hg. von Patrick Boucheron und Jacques Chiffolleau, Paris 2000, S. 363–381, und ders., *Les ‚pauvres gens‘ (arme leute) en Haute-Allemagne à la fin du Moyen Âge (ou: une histoire des ‚petites gens‘ a-t-elle un sens?)*, in: *Le petit peuple dans la société de l'Occident médiéval. Terminologies, perceptions, réalités*, hg. von Pierre Boglioni, Robert Delort und Claude Gauvard, Paris 2003, S. 153–172.

<sup>21</sup> MB 45, München 1899, S. 232.

<sup>22</sup> Z.B. 1457 *alle die armen leute, frawen vnd man, junck vnd alte*: StA Würzburg, Würzburger Lehenb. 21, fol. 49r (= alt 37r); dasselbe noch 1495: StA Würzburg, Würzburger Lehenb. 29, fol. 55v (= alt 2v im Abschnitt der Ritterlehen).

<sup>23</sup> Das Syntagma *arm und reich* wird regelmäßig zur Erwähnung der Gesamtheit einer Bürgerschaft (z.B. 1406 *die burgermeister, rate vnd burger gemenlichen, arm vnd reich, der stat czu Karelstat*: StA Würzburg, ldf 2, S. 104) oder seltener der Adligen (z.B. 1479, als eine Luxusordnung für adlige Männer und Frauen erlassen wurde, damit *der arm den tournier also wol als der reiche besu<sup>ch</sup>en mo<sup>g</sup>e*: Nachrichten über die Turniere zu Würzburg und Bamberg in den Jahren 1479 und 1486, hg. von Ludwig Albert Frhr. von Gumpenberg, in: *Aufr 19/II* [1868], S. 172) verwendet.

<sup>24</sup> Die häufigste Erwähnung dieses Binoms geschieht im Rahmen von Geldanleihen oder Verpfändungen, die bei „Christen oder Juden“ als Kreditgebern verzinst werden müssen, z.B. 1413: *...mogen sie vorsetzen ader vorkeuffin cristen ader juden, weme sie können...* (StA Marburg, R IX, Buchenau, 1413/VII/17).

beschäftigt: Er ist bedeutend auf der Ebene jeden Binombestandteils, des Zusammenhangs zwischen beiden Bestandteilen eines jeden Binoms, des Zusammenhangs zwischen den Binomen untereinander – und schließlich auf der Ebene des Zusammenhangs zwischen den Binomen und uns.

Einerseits stellt man fest, daß diese Binome einander teilweise überlappen in Bezug auf die Personen, auf welche sie konkret verweisen sollen (man könnte, so scheint es, gleichzeitig Adliger, Laie, Mann, jung, reich und Christ sein), wobei jedes Binom doch für sich eine Gesamtheit darstellen soll (die Gesamtheit ist ja nicht als die Adligen und Nicht-Adligen + die Kleriker und Laien + die Männer und Frauen und so weiter konzipiert). Was diese aneinandergereihten Kategorien („Edler“, „Nicht-Edler“ und so weiter) somit bezeichnen, sind demnach keine Individuen, sondern einzelne, um jeweils ein spezifisches Merkmal konstruierte soziale Dimensionen, das heißt (eine fotografische Metaphorik aufgreifend) Ergebnisse von verschiedenen Fokus- und Blickwinkeländerungen. Um die Gesamtheit aller Leute zu bezeichnen, greift man also auf eine Vielfalt von Kriterien zurück, von denen keines selbständig ist, so als ob das, was für uns ein Individuum ist, für die Urkundenaussteller eher eine Kombination von sozialen Merkmalen im Rahmen [223] eines  $n$ -dimensionalen sozialen Raumes wäre, welcher der (*a priori* unbegrenzten) Gesamtheit der Merkmale entspricht, die mit der sozialen Stellung einer Person korrelieren – Merkmale und Stellung, welche ihrerseits auf der das zu untersuchende soziale System bildenden Gesamtheit der sozialen Verhältnisse gründen.<sup>25</sup>

Es hat deshalb kaum Sinn, soziale Kategorien an und für sich oder hinsichtlich ihres Inhalts zu erkunden, sondern einzig in dem Maße, wie sie eine bestimmte (als Kategorisierung zu bezeichnende) Klassifikationsweise verwirklichen. Soziale Kategorien sind nicht an sich bedeutend, sondern nur in dem Maße, wie sie auf einen Prozeß sozialer Darstellung (das heißt gleichzeitig Strukturierung, Verwirklichung und Anpassung von sozialen Verhältnissen) verweisen, der jede einzelne Kategorie übersteigt. Doch trägt jede einzelne Kategorie zu dem erwähnten Prozeß sozialer Darstellung bei: jede Kategorie ist performativ (präskriptiv – anstelle von: deskriptiv), aber ihre Performanz ist außerhalb der gesamten Taxonomie unverstänlich. Die sozialen Kategorien, denen jeder Mediävist in den untersuchten Dokumenten begegnet, werden demnach in diesen Dokumenten konstruiert und konstruieren den Sinn des Dokuments. Gleichwohl wurden sie lange Zeit als ‚rohe Daten‘ behandelt, die man kaum glaubte, ‚bearbeiten‘ zu müssen. Zum Beispiel wurde „N., Ritter“ vom Historiker in „der Ritter N.“ verwandelt. Oder noch schlimmer, weil man glaubte, seinen kritischen Sinn erwiesen zu haben, wurden „die Katharer, furchtbare Häretiker“ aus der Feder eines Zisterzienserabtes des 12. Jahrhunderts zu „die katharischen Häretikern“ aus der Feder eines Historikers des 20. Jahrhunderts gemacht<sup>26</sup>, ohne zu berücksichtigen, daß „Katharer“ und „Häretiker“

<sup>25</sup> Ab hier könnte man die zur Zeit extrem verbreitete Diskussion über das Individuum im MA aufgreifen, was uns jedoch in eine ganz andere, nicht mit Sicherheit fruchtbare Richtung führen würde. Ich begnüge mich hier damit, auf einen kürzlich erschienenen neuen Titel zu der uferlosen, meistens angelsächsischen und deutschen Lit. hinzuweisen, in welchem der Zusammenhang von Identifikation und sozialer Zugehörigkeit thematisiert wird: *L'individu au Moyen Âge. Individuation et individualisation avant la modernité*, hg. von Brigitte Miriam Bedos-Rezak und Dominique Iogna-Prat, Paris 2005.

<sup>26</sup> Z.B. Anne Brenon, *Cathares (Albigeois)*, in: *Dictionnaire Encyclopédique du Moyen Âge*, hg. von André Vauchez, Paris 1997, S. 275, die für das 12. Jh. von rheinischen „communautés indiscutablement cathares décrites avec précision“ spricht, wobei sie sich auf dem Brief Propst Everwins von Steinfeld an Bernard von Clairvaux (Migne PL, Bd. 182, S. 675–680) stützt. Vgl. auch Alexander Patschovsky, *Everwin (Ebroin) von Steinfeld*, in: *LexMA* Bd. 4, Sp. 142, der von Everwin schreibt, dieser habe Bernhard „über die Lehren der 1143 in Köln auftretenden Katharer unterrichtet“, wobei „Everwins diesbezüglicher Brief (...) zu den wichtigsten Quellen für die Frühgeschichte dieser Sekte im Abendland“ gehöre.

eben zwei Kategorien sind, die Kleriker im 12./13. Jahrhundert in einem polemischen Rahmen konstruierten bzw. mobilisierten.<sup>27</sup> Sich die sozialen Kategorien [224] direkt anzueignen bedeutet jedoch ganz einfach, sie zu verdinglichen – und damit folglich auch die soziale Ordnung, zu deren Formierung sie beitrugen.<sup>28</sup>

Diese Binome erinnern uns weiterhin auch daran, daß die sozialen Kategorien nie vereinzelt verwendet werden, sondern im Rahmen einer ganzen Taxonomie, das heißt, daß sie immer auf andere Kategorien verweisen, gegenüber denen sie sich definieren – manchmal offensichtlich, wie im einfachen Fall unserer Binome, manchmal jedoch nur implizit. Wenn man in einem Dokument um 1100 der Erwähnung eines *miles* begegnet, wird er implizit von zwei anderen, je nach dem Kontext [225] in Frage kommenden Kategorien abgegrenzt, nämlich *monachus* und *rusticus*<sup>29</sup>. Um 1400 dagegen wird die Bezeichnung als *Ritter* ihren Sinn entweder gegenüber dem *Edelknecht* oder dem *Bürger* bekommen haben, dem man seinerseits auch den *Bauer* entgegenstellen wird, der selbst als Gegenüber des *Herrn* fungieren wird – während der *Mönch* keine zentrale Kategorie mehr darstellt und als solche vom *Geistlichen* ersetzt wurde, der seinerseits streng vom *Weltlichen* unterschieden wurde. Dies bedeutet, daß ein grundsätzlicher Imperativ der Arbeit über die sozialen Kategorien die Erkennung der konnexen (antinomischen, verbundenen, eingeschlossenen oder untergeordneten) Kategorien ist, genauso wie man es für jede Wort- bzw. Begriffsfeldforschung tut. Die Kategorisierung, als jedwede soziale Semantik, das heißt als Produktion eines sozialen Sinns durch die Bewerkstelligung von wahrnehmbarer Nähe oder Ferne zwischen verschiedenen Bestandteilen des sozialen Systems, unterliegt wie jede Semantik einer Erforschung weniger der Zusammenhänge zwischen Signifikat (die betroffenen Personen) und Signifi-

<sup>27</sup> Die diskursive Dimension von Kategorien wie ‚Häretiker‘, ‚Katharer‘, ‚Waldenser‘ usw. als klerikale Zuschreibungen wird in den letzten Jahren immer stärker hervorgehoben: Vgl. v.a.: *Inventer l'hérésie? Discours polémiques et pouvoirs avant l'Inquisition*, hg. von Monique Zerner, Nice 1998, und auch, bes. hinsichtlich der vom ‚Katharismus‘ gestellten Probleme: Jean-Louis Biget, *Réflexions sur ‚l'hérésie‘ dans le Midi de la France au Moyen Âge*, in: *Heresis* 36–37 (2002), S. 29–74. Diese diskursive Zugangsweise hat scharfe Reaktionen provoziert, die bezüglich des Zusammenhangs zwischen sozialen Kategorien und Realitäten sowie der sozialen Relevanz der Geschichtswissenschaft hoch signifikant sind: Denn die Konvergenz verschiedener Interessen (bes. politischer, kommerzieller und akademischer Art) hat eine Vielzahl von Leuten dazu geführt, die katharische Vergangenheit zu beanspruchen – welche somit nun einen starken Verwirklichungseffekt genoß: ‚Die Katharer‘ sind deshalb lange unter einer substantialisierenden Art vorgestellt worden, d.h. als objektive Realitäten, deren (selbstverständlich je eigentümliches) Leben und Sterben der substantialisierende Historiker vorgab, einfach wiederzugeben. Diese Zugangsweise, die davon ausgeht, daß ‚die Katharer‘ ja existierende Wesen waren, kann man auch in Deutschland beobachten, jedoch ohne die oben erwähnten, lokalpraktischen Interessen. Diese Arbeitsweise kommt einfach daher, daß man, wie gesagt, im Rahmen einer substantialistischen Denkweise bleibt, die davon ausgeht, daß die Substantive einfach auf zuvor existierende, reale Tatsachen (Substanzen) hinweisen. Die Begrenztheit der substantialistischen Zugangsweise ist mehrmals unterstrichen worden, entweder von Sozialwissenschaftlern (Marx, Durkheim, Bourdieu u.a. mehr) oder von Wissenschaftsphilosophen (Brunschvicg, Wittgenstein) und v.a. von Gaston Bachelard, *Le nouvel esprit scientifique*, Paris <sup>8</sup>1963, und *Le rationalisme appliqué*, Paris <sup>3</sup>1966, der die realistische/substantialistische Zugangsweise als auf der Imagination beruhend der rationalen Zugangsweise als auf dem Denken beruhend streng gegenüberstellt: „On démontre le réel, on ne le montre pas“, manchmal auch von Historikern, vgl. z.B. Guerreau (wie Anm. 4), S. 70–74, S. 256 f.; Morsel, *Erfindung* (wie Anm. 33), S. 327–330.

<sup>28</sup> Damit will ich gar nicht die altbackene Debatte über die Notwendigkeit einer quellenmäßigen oder dagegen künstlich erarbeiteten Begriffsbildung wiederbeleben. Das Problem ist nicht so sehr, daß man auf die ma. Gesellschaft keine ihr fremde Begriffe anwenden darf, sondern daß man es wissenschaftlich – d.h. verfremdend – tun muß. Das Problem liegt dabei nicht in den Wörtern selbst, einerseits weil kein Wort in sich einen semantischen Vorrang (eine bessere Signifikationskraft) als ein anderes hat, andererseits weil man (der Unterscheidung zwischen ‚bewußt‘ und ‚nicht bewußt‘ entsprechend und die saussuriansche Terminologie aufgreifend) zwischen den Wörtern in der *langue* (Sprache als transpersonaler Kode) und den Wörtern in der *parole* (Sprechakt als konkrete Verwirklichung und Anpassung der Kodes) unterscheiden muß, wobei das geschriebene Dokument eher auf die *parole* als auf die *langue* verweist. Dies bedeutet, daß die Wörter aus den ma. Dokumenten einfach als Untersuchungsmaterial dienen dürfen, aus dem man die Bedeutung der Wörter im Rahmen der ma. *langue* feststellen kann, die dann zur wissenschaftlichen Begriffsbildung dienen könnten.

<sup>29</sup> Werner Rösener, *Bauer und Ritter im HochMA. Aspekte ihrer Lebensform, Standesbildung und sozialen Differenzierung im 12. und 13. Jh.*, in: *Institutionen, Kultur und Gesellschaft im MA. Festschrift für Josef Fleckenstein zu seinem 65. Geburtstag*, hg. von Lutz Fenske, Werner Rösener und Thomas Zotz, Sigmaringen 1984, S. 665–692; Dominique Barthélemy, *Note sur le ‚titre chevaleresque‘ en France au XI<sup>e</sup> s.*, in: *Journal des Savants* (1994), S. 101–134 (bes. S. 130–132).

kant (die Kategorie), als der Zusammenhänge zwischen Signifikanten.

Außerdem wird der Sinn jeder Kategorie nicht nur innerhalb jedes Binoms durch die Gegenüberstellung eines Begriffs mit seinem jeweils benannten Antonym produziert. Die Aneinanderreihung der Binome erwirkt vielmehr eine Präzisierung jedes Begriffs, da jeder Binombestandteil nicht nur gegenüber seinem Antonym definiert wird, sondern auch gegenüber den Bestandteilen der anderen Binome: Bestünde eine solche Unterscheidung zwischen zwei Binomen nicht und wären sie somit streng synonym, darf man davon ausgehen, daß beide als redundant nicht zusammen erwähnt würden, es sei denn, daß die Verdopplung eine bestimmte (zu erklärende) Funktion haben sollte, oder daß die mittelalterlichen Textproduzenten Brauseköpfe waren, die die Logik, die Rhetorik oder einfach ihre eigene Sprache nicht beherrschten – was ich allerdings nicht annehmen möchte. Deshalb erlaubt die Unterscheidung zwischen *pfaffen und leyen* einerseits und *geistlich und werltlich* andererseits – die auf den ersten Blick als eine redundante Verdopplung erscheinen könnte, da man beiderseits Kleriker gegenüber Laien findet –, den Sinn von *pfaffen und leyen* zu präzisieren, sobald man die Eventualität einer Redundanz ablehnt: Pfaffen gegenüber Laien zu stellen und gleichzeitig Pfaffen von Geistlichen und Laien von Weltlichen zu unterscheiden, scheint mir zu zeigen, daß *pfaffen und leyen* wohl eher als das Binom Pfarrer/Parochianer zu verstehen ist, nämlich als lokale und konkrete Verwirklichung des ständischen Binoms geistlich/weltlich.

Darüber hinaus zeigt die Beständigkeit der binären Struktur ohne Rücksicht auf den Wechsel der ausgewählten Merkmale, daß diese Klassifikationsweise nicht nur [226] auf der Ebene jedes Binoms, sondern auch auf der Ebene ihrer Struktur sinnvoll ist, welche durch zwei sehr deutliche Züge gekennzeichnet ist: Einerseits ist sie eben binär, andererseits ist diese Binarität intern über- bzw. unterordnend. Der erste Zug wird von der Würzburger Urkunde vom Jahr 1366 deutlich exemplifiziert: Sie schafft Binome, die ausschließlich binär (das heißt ohne Möglichkeit eines dritten Bezugspunktes) gedacht werden, zum Beispiel Mann/Frau oder Edel/Unedel. Diese im Denken verankerte und daher unvermeidbare Binarität schöpft entweder aus Gründen, die das christliche Mittelalter als natürlich (und das heißt: göttlich) versteht, da sie von der ‚Genesis‘ dargelegt werden (Mann/Frau), oder aus sprachlich-logischen Gründen (edel/unedel).

Logischerweise sollen alle parallel gebildeten Binome auch als Äußerungen eines grundsätzlichen Dualismus und einer restlosen Komplementarität fungieren, die die menschliche Gesamtheit jeweils strukturierten. Dies ist ganz und gar möglich für das *geistlich und werltlich*-Binom, das sich mit der Unterscheidung/Gegenüberstellung/Subordinierung geistig/fleischlich deckt, die seit der Mitte des 11. Jahrhunderts verabsolutiert wurde, und die man seitdem innerhalb einer Vielzahl von sozialen Diskursen und Praktiken feststellen kann.<sup>30</sup> Dasselbe gilt auch für das vom 4. Lateranerkonzil

<sup>30</sup> Über das kardinale Charakter dieses Denkmusters vgl. bes. Anita Guerreau-Jalabert, *Spiritus et caritas. Le baptême dans la société médiévale*, in: La parenté spirituelle, hg. von Françoise Héritier-Augé und Élisabeth Copet-Rougier, Paris 1995, S. 133–203; Jean-Claude Schmitt, *Le corps en chrétienté*, in: La production du corps. Approches anthropologiques et historiques, hg. von Maurice Godelier und Michel Panoff, Paris 1998, S. 339–355; ders., *Corps et âme*, in: Dictionnaire raisonné de l'Occident médiéval, hg. von Jacques Le Goff und Jean-Claude Schmitt, Paris 1999, S. 230–245; *Anima e corpo nella cultura medievale. Atti del V Convegno di studi della Società Italiana per lo Studio del Pensiero Medievale (Venezia 25–28 stt. 1995)*, hg. von Carla Casagrande und Silvana Vecchio, Firenze 1999 (*Millennio Medievale* 15); Jérôme Baschet, *Âme et corps dans l'Occident médiéval: une dualité dynamique, entre pluralité et dualisme*, in: *Archives de Sciences sociales des religions* 112 (2000), S. 5–30. Daß nach Otto Hintze, *Weltgeschichtliche Bedingungen der Repräsentativverfassung*, (zuerst 1931, dann wieder) in: ders., *Gesammelte Abhandlungen*, Bd. 1: Staat und Verfassung, Göttingen 1970, S. 140–185, hier S. 174, der Klerus „zum Vorbild aller privilegierten Stände“ im Abendland geworden ist, muß grundsätzlich auf diese ideologische Herrschaft des Geistlichen über das Fleischliche zurückgeführt werden.

(1215) hypostasierte Binom Pfarrer/Parochianer<sup>31</sup>, sowie für das Binom Christ/Jude in Anlehnung an biblische, patristische und kanonische Texte.<sup>32</sup> Dies sollte aber auch homolog für den Fall der Binome jung/alt [227] und arm/reich gelten, obwohl unsere binären Summierungen (Arme + Reiche = Gesamtheit und so weiter) zu wackeln beginnen, sobald wir ihr Schema in ‚die Wirklichkeit‘ zu transkribieren versuchen.

Denn für uns bleiben durchaus, in diesen Fällen, durch das Binom nicht erfaßte Dritte denkbar, da „arm“ und „reich“ für uns zwei Extreme eines Spektrums bilden, zwischen denen sich eine Vielfalt von intermediären Zuständen beobachten lassen. Wir wissen alle, daß es Arme und Reiche gibt, aber daß die Schwelle dazwischen nicht festlegbar ist, sodaß wir davon ausgehen, daß diese Gegenüberstellung eine bildhafte Vereinfachung der Wirklichkeit darstellt. Das gleiche kann selbstverständlich für die „Jungen“ und „Alten“ gesagt werden, was schon die mittelalterlichen Theorien der drei bis sieben Lebensalter zu zeigen scheinen. Und sogar *edel/unedel* erscheint als eher stilisierend (anstatt beschreibend), da man weiß, daß es zwischen Adligen und Nicht-Adligen in der Tat eine ganze Abstufungsskala gab, die zum Beispiel durch Komparativ- bzw. Superlativbildungen von „adlig“ (*nobilior, nobilissimus, edelst* und so weiter) oder auch durch die Erwähnung eines *gemeinen adels* ausgedrückt wurde.<sup>33</sup> Probleme tauchen somit auf, sobald man eine Äquivalenz zwischen den Schemata und der vermeintlichen Wirklichkeit zu errichten versucht: Die Schemata erscheinen justament als zu schematisch (das heißt gleichzeitig vereinfachend und reduzierend) und somit als unreal.

Man müßte jedoch eher sagen, daß es die diesen Binomen gegenübergestellte ‚Wirklichkeit‘ ist, die Probleme hervorruft: Denn das, dem man die Binome gegenüberstellt, ist in der Tat nicht die ‚Wirklichkeit‘, sondern unsere, durch unsere eigenen Kategorien gedachte ‚Wirklichkeit‘, nämlich eine durch das, was für uns die Gegenüberstellung arm/reich oder jung/alt bedeutet, konzipierte Wirklichkeit. Wegen psychokognitiver und ‚sozio-logischer‘ Gründe ist es uns unmöglich, ‚die Wirklichkeit‘ außerhalb von Kategorien zu begreifen, die unausweichlich sozial konstruiert sind.<sup>34</sup> Das Problem stellt sich übrigens nicht dringlicher für die [228] abstrakten, ideologischen

<sup>31</sup> Vgl. bes. den berühmten 21. Kanon über die Beichte (Histoire des conciles d'après les documents originaux, hg. von Charles-Joseph Hefele, Bd. V/2, Paris 1913, S. 1350 f.).

<sup>32</sup> Die Gegenüberstellung/Hierarchisierung von Christen und Juden ist, schon in Anlehnung an die Episteln Pauli, strikt homolog zu der von Geist und Fleisch. Dasselbe Prinzip erscheint auch deutlich im hoch- und spätm. ikonographischen Motiv der Jesse-Wurzel: Vgl. Anita Guerreau-Jalabert, L'arbre de Jessé et l'ordre chrétien de la parenté, in: Marie. Le culte de la Vierge dans l'Occident médiéval, hg. von Dominique Iogna-Prat, Éric Palazzo und Daniel Russo, Paris 1996, S. 137–170. Wollte man aber dazu die Muslime mitberücksichtigen, so würden diese mit den Juden unter dem Oberbegriff *pagani* den *christiani* gegenübergestellt.

<sup>33</sup> Über diese Gradations- und Zwischenstellungsprobleme vgl. Werner Conze und Christel Meier, Adel, Aristokratie, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, Stuttgart 1971, S. 1–48; Joseph Morsel, Die Erfindung des Adels. Zur Soziogenese des Adels am Ende des MA – Das Beispiel Frankens, in: Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa, hg. von Otto Gerhard Oexle und Werner Paravicini, Göttingen 1997 (VMPiG 133), S. 312–375; Zwischen Nicht-Adel und Adel, hg. von Kurt Andermann und Peter Johaneck, Stuttgart 2001 (Vorträge und Forschungen 53); Joachim Schneider, Spätma. deutscher Niederadel. Ein landschaftlicher Vergleich, Stuttgart 2003 (Monographien zur Geschichte des MA 52).

<sup>34</sup> Marx hatte dies schon nachdrücklich in seiner Deutschen Ideologie (1845–46) unterstrichen und Maurice Godelier (wie Anm. 18) hat daran vor ein paar Jahren aus einem allgemeinen anthropologischen Blickpunkt erinnert. Marc Bloch, Féodalité, Vassalité, Seigneurie: à propos de quelques travaux récents, in: Annales d'Histoire Économique et Sociale 3 (1931), S. 246–260, hier S. 253, hatte dies ebenfalls hervorgehoben: „L'erreur de beaucoup d'historiens a, semble-t-il, consisté à attribuer aux classes une sorte d'existence en soi. Qu'est-ce cependant qu'une classification sociale sinon l'idée – à la fois changeante et terriblement difficile à traduire dans le langage – que les hommes en société se font de leur propre hiérarchie?“. Dies hat für den Historiker die von: Johannes Fried, *Gens und regnum*. Wahrnehmungs- und Deutungskategorien politischen Wandels im früheren MA. Bemerkungen zur doppelten Theoriebindung des Historikers, in: Sozialer Wandel im MA. Wahrnehmungsformen, Erklärungsmuster, Regelungsmechanismen, hg. von Jürgen Miethke und Klaus Schreiner, Sigmaringen 1994, S. 73–104, hervorgehobene „doppelte Theoriebindung“ (*double bind*) zur Folge, die uns dazu führt, zu versuchen, mit unseren eigenen Denkmustern eine ihrerseits von den ma. Denkmustern formierte Wirklichkeit zu begreifen.

und nicht sinnlichen Realitäten (wie zum Beispiel die sozialen Verhältnisse, Gott, die Gefühle, die Zeit und so weiter), denn unsere Wahrnehmung und vor allem unser Gebrauch der sinnlichen Dinge sind genauso viel wie der Gebrauch der abstrakten Prinzipien von unseren kategorialen Vorstellungen bestimmt: Es genügt einfach, den Fall des Essens und der Klassifikationen in ‚eßbar‘ und ‚nicht eßbar‘ für Würmer, Schweine, Pferde, Menschen und so weiter zu betrachten. Das hier gestellte, zentrale Problem ist dasjenige der Schwellen, die das Moment signalisieren/verwirklichen, bei welchem man von einer zur anderen Realität übergeht: Selbst wenn diese Schwellen etwas Natürliches zu ordnen scheinen, haben sie gar nichts Natürliches, sondern entspringen aus einzig gesellschaftlichen Deutungen. Die soziale Existenz von Schwellen abzulehnen würde dasselbe sein, wie „den Unterschied zwischen Tag und Nacht unter Hinweis darauf zu leugnen, daß die Dämmerung existiert“<sup>35</sup>: Unsere als natürlich empfundene strikte Gegenüberstellung von Tag und Nacht ergibt sich einfach aus einer gleichzeitig sprachlichen und intellektuellen Einordnung von an sich unbedeutenden astrophysischen Phänomenen; sie kreierte selbstverständlich nicht den Tag und die Nacht, sondern macht ihre Gegenüberstellung bedeutend.

Das Gleiche gilt für die Unterscheidung Mann/Frau, die eines der wichtigsten Muster der binären Schemata darstellt, denen man in den menschlichen Gesellschaften begegnet. Man könnte das hier aufzufindende Binom Mann/Frau als die einfache Anerkennung einer biologischen Tatsache betrachten, die sich mit der Kraft einer unumgänglichen Evidenz jeder Gesellschaft durchsetzen würde. Aber daß die eine oder andere Unterscheidung eine als wirklich oder natürlich konzipierte biologische Grundlage habe oder nicht, ändert nichts daran: Es handelt sich immer um eine sozial konstruierte und gebilligte Unterscheidung, der wir uns keinesfalls mit dem Gedanken annähern können (und dürfen), daß sie falsch oder künstlich ist. Daß es für uns eine biologische Grundlage für die Unterscheidung zwischen Mann und Frau gibt (und man weiß, daß und wie dies umstritten ist, zumal das Biologische selbst keine immanente Tatsache ist, sondern das Ergebnis einer phänomenologischen Klassifikation), darf nicht den als natürliche (das heißt – im Rahmen des in unserem Verständnis des Gesellschaftlichen und des Menschlichen herrschenden Natur/Kultur-Paradigmas – nicht-soziale, das heißt [229] auch außergeschichtliche) Evidenz sozial konstruiereten Abstand zwischen und die Gegenüberstellung von Männlichem und Weiblichem verschwinden lassen.

Und umgekehrt: daß es keine biologische Grundlage für die lange Zeit angenommene Gegenüberstellung von Schwarzen und Weißen (genauso wie später von Juden und Ariern) gibt, darf uns nicht einfach zur Ablehnung des Charakters dieser Gegenüberstellung als soziale ‚Wirklichkeit‘ (im Sinne Pierre Bourdieus „verwirklichter sozialer Kategorie“) führen<sup>36</sup>, da sie den im gemeinen Sinn integrierten Rahmen der tatsächlichen Handlungen sozialer Akteure bildete.<sup>37</sup> Somit entspringt die Grenze zwi-

<sup>35</sup> Guerreau (wie Anm. 4), S. 231 f.

<sup>36</sup> Pierre Bourdieu, À propos de la famille comme catégorie réalisée, in: Actes de la Recherche en Sciences Sociales 100 (1993), S. 32–36. Damit will ich selbstverständlich nicht die Meinung vertreten, daß solche Diskriminierungen begründet oder gerechtfertigt (im absoluten Sinne) waren, sondern daß sie eine eigene, sozial konstruierte und in ihrer Zeit meistens anerkannte und geteilte Begründung bzw. Rechtfertigung hatten, die schon mit der Hypostasierung eines als objektiv/natürlich angegebenen Unterscheidungsmerkmals anfang. Nur wenn man von vornherein ‚sozial‘ mit ‚künstlich‘ und ‚biologisch‘/‚natürlich‘ mit ‚wirklich‘ identifiziert, kann man sich damit begnügen, die vorgegebenen Rechtfertigungen einfach als unbegründet und unwirksam zu eliminieren: Damit geht man aber an der Kraft des Gesellschaftlichen vorbei – und hält somit den Schoß fruchtbar, aus welcher die Bestie geboren wurde.

<sup>37</sup> Victor Klemperers Tagebuch ist diesbezüglich musterhaft: Als lutheranisch konvertierter und getaufter Sohn eines Rabbiners wird Klemperer gleichwohl von den Nazis als ‚Jude‘ klassifiziert und somit zum Tragen des gelben Sterns gezwungen. Dank seiner Ehe mit einer ‚arischen‘ Frau und mit Glück entkommt er den verschiedenen Deportationswellen bis zum Ende des Weltkriegs. In seinem währenddessen ziemlich regelmäßig geführten Tagebuch kann man nachvollziehen, wie Klemperer allmählich die ihm von der sozialen Klassifikation der Nazis aufgezwungene Po-

schen ‚Wirklichem‘ und ‚Unwirklichem‘ genauso wie zwischen ‚Natürlichem‘ und ‚Kulturellem‘ aus unserem kategoriellen System, und nichts erlaubt uns, es auf die untersuchte Gesellschaft zu projizieren, will man einen Ethnozentrismus vermeiden. Demnach sind wir von unseren eigenen Kategorien gefangen: Da nämlich für uns das Binom jung/alt auf eine zeitliche Dimension und das Binom arm/reich auf eine materielle Dimension verweist, gestalten wir solche Binome in Abstufungen, in mit einer polaren Klassifikation unvereinbaren Gradunterschieden um. Wenn wir aber umgekehrt annehmen, daß zum Beispiel jung/alt auf etwas anderes als auf das Altersproblem verweisen könnte,<sup>38</sup> wenn wir [230] also mit der Ablehnung unserer eigenen Evidenzen anfangen, dann können unsere Beobachtungen an Kohärenz gewinnen.

Man kann in der Tat beobachten, daß der Bezug auf das Kriterium der Jugend mit der Perspektive gewisser Übergangsriten verbunden ist: Was zum Beispiel die Aristokratie betrifft, hatte schon Georges Duby beobachtet, daß die ‚Jugend‘ im 12. Jahrhundert jene Aristokraten kennzeichnete, die (noch) kein Erbe erhalten und noch keine Ehe geschlossen, also (bis dato) keine herrschaftliche Macht, weder durch Vererbung noch durch Heirat, erlangt hatten. In den Domkapiteln hört man auf, ein *puer* (oder *domicellus*) zu sein, sobald man entweder mit der Domschule fertig ist („Emanzipation“) oder eine (normalerweise durch Tod freigewordene) Prébende bekommt. Man wird sich auch an die durchaus übliche Bezeichnung des noch nicht zum Ritter geschlagenen Herrn als *jungherr* erinnern, oder doch an die *Jungfräulichkeit*, so als ob man jung in einer Erwartungssituation, in der Perspektive eines künftigen Übergangs wäre, der den Sinn dieser Binarität bildete.<sup>39</sup> Da diese Übergangs-Logik einer Logik des Vorher/Nachher entspricht, wird das Binom jung/alt mit dem Funktionieren dieser Gesellschaft völlig kongruent – was unverständlich blieb, solange das Binom auf eine mehr oder weniger leere, das heißt auf eine die eigentlich viel differenziertere Alters-Wirklichkeit vereinfachende Schematisierung reduziert wurde.

Was das Binom arm/reich betrifft, hatte ich in den letzten Jahren die Gelegenheit, es anhand von zwei bestimmten Kategorisierungen zu untersuchen, nämlich der der „Armen vom Adel“ und der der „armen Leute“ im Spätmittelalter, vorwiegend in Franken. Wie schon Otto Gerhard Oexle anhand des Frühmittelalters<sup>40</sup> kann man ziemlich leicht zeigen, daß es sich vor allem um Bestandteile aus rein logischen Binomen, das heißt aus relationellen Binomen ohne fixierte konkrete Verankerung handelt, die für jeden sozialen, zwischen einem Herrn und einem [231] Untertan gliedernden Zu-

---

sition übernimmt und sich nach und nach als ein Jude versteht: Während er am 11. Mai 1942 seinen Abstand gegenüber dem Judentum noch nachdrücklich hervorhebt, wobei er darauf besteht, daß „die Taufe (...) nicht Komödie gewesen“ sei, schreibt er am 26. Oktober 1945, nun zornig gegenüber dem sowjetischen Imperialismus: „Wäre ich nicht Jude, würde ich mich in Freicorpsseelen hineinversetzen.“ (Zitate: Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1942–1945*, Darmstadt 1997 [zuerst Berlin 1995], S. 84 bzw. ders., *Und so ist alles schwankend. Tagebücher Juni bis Dezember 1945*, Berlin 1996, S. 168).

<sup>38</sup> Man wird sich daran erinnern, daß die Vorstellung der Lebensalter im MA eher vier- oder sechsteilig strukturiert war; das vierteilige System konnte manchmal auf drei reduziert (Jüngling/Erwachsener/Greis) und das sechsteilige auf sieben erweitert werden, wurde jedoch niemals auf zwei begrenzt. Vgl. u.a. Michael Goodich, *From Birth to Old Age. The human Life Cycle in medieval Thought 1250–1350*, New York – London 1989.

<sup>39</sup> Über die soziale Bedeutung der Jugend vgl. den grundsätzlichen Aufsatz von George Duby, *Les jeunes‘ dans la société aristocratique dans la France du Nord-Ouest au XII<sup>e</sup> s.*, (zuerst 1964, dann wieder) in: ders., *Hommes et structures du Moyen Âge*, Paris – La Haye 1973, S. 213–225; Anita Guerreau-Jalabert, *Nutritus/oblatus: parenté et circulation d’enfants au Moyen Âge*, in: *Adoption et fosterage*, hg. von Mireille Corbier, Paris 1999, S. 263–290; Joseph Morsel, *L’aristocratie médiévale. La domination sociale en Occident du V<sup>e</sup> au XV<sup>e</sup> s.*, Paris 2004, S. 143–150. Über den (noch zu wenig untersuchten) Fall der Domherren vgl. immerhin den Eintrag: *Emancipatio canonicorum* in: *Glossarium mediæ et infimæ Latinitatis*, hg. von Charles Du Cange, Paris 1678, sowie den Würzburger Emanzipationsbrief vom Jahr 1290 (MB 38, München 1866, S. 24 ff.) – der jedoch die Wörter *iuvenis* oder *puer* nicht enthält. Die Jungfräulichkeit treffen wir unten wieder.

<sup>40</sup> Otto Gerhard Oexle, *Potens* und *pauper* im FrühMA, in: *Bildhafte Rede in MA und früher Neuzeit. Probleme ihrer Legitimation und ihrer Funktion*, hg. von Wolfgang Harms und Klaus Speckenbach, Tübingen 1992, S. 131–149.

sammenhang (Herr/Abhängiger, Herr/Vasall, Rat/Bürger, und so weiter) im Rahmen einer Beistandsbeziehung verwendbar sind.<sup>41</sup> Kurzum handelt es sich um eine Art Verdopplung des klassischen Binoms *dominus/homo*, doch mit der Einschränkung, daß das arm/reich-Binom nur die Beziehungen zwischen Christen betrifft, und nicht die zwischen Gott und den Christen – und zwar im Gegensatz zu *dominus/homo* –, und daß es sich nicht auf ein reines Beherrschungsverhältnis reduziert: Es stellt den Beherrschten in den Zustand eines Bedürftigen und auferlegt dem Herrscher eine Beistandspflicht, wobei dieser Beistand keineswegs auf einen materiellen Aspekt reduzierbar ist, denn die mittelalterliche *caritas* war das Wesen der christlichen Liebe und, auf ideologischer Ebene, die Grundlage jedes gesellschaftlichen Bandes.<sup>42</sup>

Hiermit sind wir bei dem zweiten, schon erwähnten Merkmal angelangt, das die Struktur der Kategorisierungsweise kennzeichnet: bei dem Rückgriff auf eine als Unterordnungsverhältnis gedachte Binarität. Jedes Binom besteht nämlich nicht aus einer Zusammensetzung von zwei äquivalenten Teilen, sondern aus einem sozialen Dominationsverhältnis. Jeder der beiden Pole genießt in der Tat eine bestimmte, sozusagen positive bzw. negative (jedenfalls innerhalb jedes Binoms gegensätzliche) Valenz: Kleriker+/Laie–, Adliger+/Nichtadliger–, Mann+/Frau–, Alt+/Jung–, Christ+/Jude–, Arm+/Reich– und so weiter. Das Paradigma dieser unterordnenden Binarität ist das in dieser Gesellschaft grundlegende theologische Schema, nämlich das schon erwähnte Binom geistig/fleischlich (mit Valenz +/–). Die Parallelisierung all dieser Unterordnungsbinome hat rückwirkend eine deutliche soziale Wirkung: Durch Homologie ‚vernünftlichen‘/‚vergöttlichen‘ und stützen sie einander – eine Verschränkung, die die Infragestellung jedes einzelnen Binoms verbietet: Gegen eines von dergleichen Unterordnungsverhältnissen zu [232] rebellieren würde somit eine Rebellion gegen alle anderen, das heißt gegen die ganze soziale (und göttliche) Ordnung bedeuten.<sup>43</sup>

Was für uns eine soziale, kontinuierliche Abstufung konstituiert, war also in der mittelalterlichen Gesellschaft als eine segmentierte Reihe von nicht transitiven Herrschaftsverhältnissen<sup>44</sup> konzipiert: *dominus/homo* (bis zu Gott hin), daneben auch arm/reich (auf den Menschen begrenzt) und so weiter. Dies bedeutet nämlich, daß die

<sup>41</sup> Morsel (wie Anm. 13) sowie ders., *Les ‚pauvres gens‘* (wie Anm. 20). Grundsätzlich muß man aus Oexles und meinem Zugang folgern, daß die üblicherweise verwendeten Quellen bzw. Argumente zur trivialen Armutsfrage nicht stichhaltig sind. Dies bedeutet keinesfalls, daß die Existenz von materieller Kargheit oder Schwierigkeiten negiert werden soll, sondern daß der Beweis ihrer gesellschaftlichen Relevanz (d.h. ihrer sozialen Bedeutung – ein viel zentraleres Forschungsobjekt für den Historiker) in der untersuchten Gesellschaft zur Zeit jenseits unseres Horizonts steht. Darüber hinaus sollte endlich ernst genommen werden, daß selbst die reine Anhäufung von eindeutigen Fällen – und eindeutig sind die meisten zur Zeit vorgeführten Fälle nicht, weil die ausgewählten Indikatoren (z.B. die Erwähnung von Schulden) nie richtig gedacht und konstruiert, sondern einfach unkritisch angenommen wurden – von materiell armen Leuten, z.B. armen Adligen, uns gar nichts über den sozialen Zustand des Adels sagt, einerseits weil wir die rein numerische Repräsentativität dieser Fälle völlig ignorieren, andererseits weil die Beziehung zwischen ‚Adel‘ und ‚Adligen‘ etwas durchaus anderes als ein einfaches Additionsverhältnis ist; vgl. dazu Morsel (wie Anm. 33).

<sup>42</sup> Über die *caritas* als Paradigma des ma. sozialen Bandes, vgl. A. Guerreau-Jalabert (wie Anm. 30).

<sup>43</sup> Die Subtilität und Tragweite der ma. homologischen Konstruktionen kann man sehr gut am Beispiel eines liturgischen Dramas aus dem 12. Jh. zeigen, des *Ordo representationis Ade* (von den Literaturhistorikern üblicherweise *Jeu d'Adam* genannt), wo die Verhältnisse zwischen Adam und Eva so gestaltet werden, daß sie auch homologisch als Gott/Mensch-, Ehemann/Ehefrau-, Herr/Vasall-, Kleriker/Laie-, Vater/Tochter-, Erst-/Nachgeborener-Verhältnisse erscheinen, was gleichzeitig erlaubt, all diese Unterordnungsverhältnisse auf den Willen Gottes zurückgehen zu lassen und den Respekt aller an den jedes einzelnen (und umgekehrt) anzulehnen: Vgl. Joseph Morsel, *Dieu, l'homme, la femme et le pouvoir. Les fondements de l'ordre social d'après le Jeu d'Adam*, in: *Retour aux sources. Textes, études et documents d'histoire médiévale offerts à Michel Parisse*, hg. von Monique Goullet, Paris 2004, S. 537–549.

<sup>44</sup> ‚Transitiv‘ wird hier im logischen (d.h. nicht grammatischen) Sinne verstanden: Wenn  $X > Y$  und  $Y > Z$ , folgt daraus  $X > Z$ . Typisches Beispiel: Wenn A Vasall von B ist, und B Vasall von C ist, ist A Aftervasall von C? Wenn ja, dann würde es sich um eine transitive Beziehung handeln. Andernfalls handelt es sich um eine Folge von separaten Unterordnungsbinomen.



Gesellschaft nicht als ein hierarchisiertes System (im Sinne einer kontinuierlichen und transitiven Abfolge von Unterordnungsverhältnissen), sondern als eine Kombination von verschiedenen Unterordnungsbinomen gedacht war. Dies alles bedeutet selbstverständlich nicht, daß die mittelalterliche Gesellschaft kein Kontinuum von sozialen Verhältnissen, und insbesondere von Dominationsverhältnissen, bildete: Nur war die herrschende Darstellung, die von ihr gegeben wurde, die einer Vielzahl von spiegelbildlichen Dominationsverhältnissen, welche mit der Aufrechterhaltung (das heißt Stabilisierung und Reproduktion) der kleinmaßstäblichen Organisation der praktischen Herrschaftsverhältnisse wohl durchaus kongruent war.

### 3. EXISTIEREN DENN TERNÄRE STRUKTURIERUNGEN?

Man hat es hier also eindeutig mit der Hervorbringung einer binären Logik zu tun, die man fast überall finden kann und die man deshalb im kategorialen System der mittelalterlichen Gesellschaft als vorherrschend einstufen könnte. Dies nachzuprüfen verlangt aber, daß man sich das Vorkommen auch von ternären Klassifikationen überlegt, die menschliche Gesamtheiten untergliedern, und denen die Mediävisten großes Gewicht zumaßen, denn die ternären Schemata passen *a priori* nur mit Schwierigkeiten mit der eben erwähnten, möglicherweise herrschenden binären Logik zusammen. Selbstverständlich könnte man davon ausgehen, daß mehrere Modi [233] nebeneinander existierten, aufgrund deren man die mittelalterliche Gesellschaft je nach der Situation als strukturell binär oder ternär darstellte. Doch haben wir gesehen, inwieweit das binäre System zur Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung als wirksam erschien<sup>45</sup> – und vor allem sieht es so aus, daß diese Ternionen grundsätzlich und (anscheinend) paradoxerweise auf einem doch binären Prinzip basierten.

In der Tat ist es schwer, nicht zu bemerken, daß diese Ternionen jedesmal ineinandergreifende Binaritäten sind: Das *tria genera hominum*-Schema unterscheidet zuerst die Kleriker und die Laien, dann unterteilt es die Laien in zwei Untergruppen, die weltfernen Mönche (die im Frühmittelalter noch Laien waren) und die weltlichen Laien. Die berühmte „funktionale Dreiteilung“ ihrerseits unterscheidet noch einmal zuerst Kleriker und Laien, dann spaltet sie wiederum die Laien in zwei Untergruppen, diesmal die Krieger und die Arbeiter. Somit braucht man überhaupt nicht auf das Wiederaufleben eines indo-europäischen, funktionalistischen Schemas zurückzugreifen: In unserem Fall handelt es sich um eine (aus der dreifunktionalistischen Perspektive) ‚falsche‘ Dreiteilung. Dieses Prinzip der Dreiteilung durch Verkettung von zwei Zweiteilungen scheint in der Tat im mittelalterlichen Abendland sehr häufig gewesen zu sein: Man findet es als Hintergrund der schematischen Welt Darstellungen, die oft als „T-O-Karten“ bezeichnet werden, und die einen Kreis durch ein T dividieren, dessen waagerechter Balken den Durchmesser bildet und Asien oben isoliert, während der untere Teil durch

<sup>45</sup> Vgl. die Homologisierung der aneinandergereihten Binome (mit Anm. 43). Übrigens und allgemeiner hat Claude Lévi-Strauss, *Les organisations dualistes existent-elles?*, (zuerst 1956, dann wieder) in: ders., *Anthropologie structurale* (wie Anm. 2), S. 147–180, auf die Wirksamkeit der binären Formalisierungen zur Verhüllung der sozialen Logiken aufmerksam gemacht. Er zeigt, wie in verschiedenen, von Anthropologen untersuchten Gesellschaften Afrikas, Asiens und Amerikas sich den Informanten zufolge binär funktionierende soziale Organisationsschemata als viel komplexer erweisen. Der (ideologisch begründete) Rückgriff auf eine binäre Darstellung erlaubt aber, die Illusion einer in sich geschlossenen, selbständigen Welt ideell zu konstruieren, ohne daß dies jedoch die Gleichheit der Hälften implizierte. Es wäre selbstverständlich extrem gefährlich, solche anthropologischen Ergebnisse direkt auf die ma. Gesellschaft zu übertragen, was jedoch nicht verbietet, sich nach der Tragweite der ma. Binarisierung zu fragen: Genauso wie die Statistik bringt die Offenheit gegenüber den Sozialwissenschaften keine Antwort, sondern nur bessere Fragen.

den senkrechten Schaft wiederum in zwei Teile (Europa und Afrika) geteilt wird, wobei die Kreuzung beider Segmente Jerusalem signalisieren soll.<sup>46</sup>

Vor allem aber handelt es sich hier um das Prinzip der Dreiteilung der Hostie: Die Scheibe wird zuerst in zwei, dann eine Hälfte wiederum in zwei Stücke gebrochen.<sup>47</sup> Die formelle Verwandtschaft beider Prozeduren (T-O-Figurationen [234] und Hostienteilung: vgl. das Schema am Schluß) ist sicherlich kein Zufall, wie bestimmte T-O-Darstellungen es zeigen, bei welchen die Weltscheibe mit den Armen, Beinen und dem Kopf Christi versehen wird,<sup>48</sup> was eindeutig zeigt, daß die T-O-Scheibe dem Leib Christi entspricht, also der theologisch als *corpus Christi* konzipierten Hostie. Übrigens sind solche T-O-Darstellungen nicht als Karten zu verstehen, sondern als Darstellungen der Heilsgeschichte, was uns zurück zum erlösenden Wert der Hostie führt. Jedoch muß dabei beachtet werden, daß diese Binaritäten normalerweise kein inneres Subordinierungsverhältnis implizieren – genauso wie die *Tria genera hominum*- und dreifunktionalen Schemata ursprünglich auch nicht hierarchisch gedacht waren, sondern eher integrativ, komplementaritätsbildend. Es sieht demnach so aus, als ob die über- bzw. unterordnende Kraft der Binome vor circa 1100 kaum spürbar oder sogar nicht vorhanden war, während die alten dreiteiligen Schemata danach als intern hierarchisiert gedacht wurden – was mit der gleichzeitigen Verabsolutierung des geistig/fleischlich-Schemas und der geistlich/weltlich-Unterscheidung korreliert. Vorher hätte die Kombination von parallelisierbaren, homologischen Binomen vielleicht einfach zur Darstellung einer stabilen und logischen Ordnung gedient, während sie danach auch zu ihrer Hierarchisierung aufgrund des Grundmusters geistig/fleischlich beigetragen hätte.

Der Prozeß der grundsätzlichen Binarisierung und gleichzeitigen Umdeutung des hierarchischen Werts eines ternären Schemas kann man sehr schön am Beispiel des von Bernhard Jussen<sup>49</sup> untersuchten Lohnschemas beobachten: Es handelt sich um das von Hieronymus um das Jahr 400 entworfene Schema, das die Gesellschaft in Jungfrauen, Witwen und Verheiratete mit einem jeweiligen Verdienstkoeffizienten (respektive 100, 60, 30)<sup>50</sup> jenseitigen Lohns einteilte. Das Interessante dabei ist, daß das dreiteilige Lohnschema im Gegensatz zur originären Sämman-Parabel als eine Verschränkung von Binomen betrachtet werden kann: Einerseits sondert es streng die Jungfrauen von den beiden anderen, eben nicht mehr jungfräulichen Gruppen aus – also von zwei Gruppen, denen eine negative Haltung gegenüber dem von der ersten Gruppe verwirklichten Ideal gemeinsam ist. Die Jungfräulichkeit wäre also der ‚primostrukturierende‘ Bezugspunkt, während die zweite Hälfte (Witwen und Verheiratete) wohl eher bezüglich der Heirat strukturiert wäre (verheiratet/nicht verheiratet), da das Kennzeichen einer Witwe weniger ist, daß sie ihren Mann verloren hat, als daß sie nicht wieder heiratet: Wenn sie wieder heiratet, hört sie auf, Witwe zu sein – obwohl sie immer noch ihren (ersten) Mann verloren hat. Man könnte also davon ausgehen, daß das dreiteilige Lohnschema [235] auch von einer Verkettung von zwei unterschiedlichen Binomen

<sup>46</sup> Vgl. u.a. Anna Dorothea von den Brincken, *Finis Terræ*. Die Enden der Erde und der vierte Kontinent auf ma. Weltkarten, Hannover 1992 (MGH Schriften 36) mit vielen Tafeln.

<sup>47</sup> Vgl. bes. Joseph André Jungmann, *Missarum Solemnia. Explication génétique de la messe romaine*, Bd. 3, Paris 1954, S. 235 ff. Der semantische Wert dieses Gestus in der ma. Gesellschaft wurde schon von John Bossy, *Essai de sociographie de la messe*, in: *Annales E.S.C.* 36 (1981), S. 44–70, unterstrichen, jedoch in einer anderen Perspektive als der hiesigen.

<sup>48</sup> Vgl. insbesondere die beiden Darstellungen aus einem Psalter von ca. 1260 (London, British Library, Ms. Add. 28681, fol. 9r und 9v), die in von den Brincken (wie Anm. 46), Tafeln 32 und 33, abgebildet werden.

<sup>49</sup> Jussen (wie Anm. 19), S. 43–147.

<sup>50</sup> Diese Zahlstufung wird direkt aus der Bibel übernommen, nämlich aus dem Gleichnis von dem guten Sämman (Matthäus 13-8 und 13-23; Markus 4-8 und 4-20).

(jungfräulich/nicht jungfräulich, ledig/verheiratet) gebildet würde, die sogar zwei Variationen über das Grundmuster keusch/unkeusch darstellen.<sup>51</sup>

Jedoch scheinen die ikonographischen Darstellungen des Lohnschemas im 12. und 13. Jahrhundert, so wie sie Jussen vorstellt und kommentiert,<sup>52</sup> eindeutig dreiteilig zu sein: Sie zeigen drei deutlich aufeinander gestellte Kästen. Dies würde also jede Möglichkeit einer Binarität ausschließen – entweder weil sie verschwunden oder sogar, weil sie nie da gewesen wäre. Das Wunderschöne aber bei diesen Bilder ist, daß sie eben die Binarisierung eines ternären Schemas ikonographisch zu sehen geben: All diese Bilder werden in der Tat der Darstellung eines Baums untergeordnet, dessen Stamm die Rahmen der aufgeschichteten Kästen sprengt bzw. in den Hintergrund (also graphisch *unterhalb* des Stamms: vgl. das Schema hier unten) rückt – ein eindeutiges Zeichen für den Vorrang des Baums, sodaß die Rahmen sogar verschwinden können,<sup>53</sup> während die Abwesenheit des Baums die völlige Ausnahme bildet und logischerweise nur in einer auch insgesamt völlig abweichenden Darstellung erscheint.<sup>54</sup> Der Baumstock wird von Adam und Eva [236] und der Gipfel von Christus gebildet, die jeweils das Alte bzw. Neue Testament, die Erde bzw. den Himmel, die fleischliche bzw. geistige Zeugung darstellen.<sup>55</sup> Dieses Baummotiv ist grundsätzlich ein binäres, ein Oben/Unten-Motiv, das gleichzeitig die Unterscheidung zwischen und die Überordnung des Oberen (des Geistigen) über das Untere (das Fleischliche) darstellen soll. Kurzum bildet die erwähnte Ikonographie des Lohnschemas einen bemerkenswerten Fall von Unterordnung einer ternären Klassifikation unter einer grundsätzlich binären Logik.

Mit der T-O-Darstellungsweise und dem Baummotiv (vgl. die folgenden Grundrisse) begegnen wir somit zwei visuellen (ikonographischen oder gestischen), das heißt konkreten Verwirklichungen einer sonst auch in den schriftlichen Taxonomien greifbaren vorherrschenden Binarität bei der Vorstellung der gesamten sozialen Ordnung, selbst wenn diese Binarität durch die schriftliche Aneinanderreihung von Binomen etwas undeutlich wird oder sogar anscheinend einer Ternion Platz machten. Das System der Repräsentationen der sozialen Welt erscheint demnach als grundsätzlich binär strukturiert, selbst wenn ternäre Schemata aus der Bibel oder der Spätantike übernommen werden: Sie werden dann in eine binäre Logik umgewandelt, die ihre ursprüngli-

<sup>51</sup> Solch eine Binarität ist grundsätzlich die einzige Möglichkeit, der bes. von Peter Brown, *Die Keuschheit der Engel. Sexuelle Entsagung, Askese und Körperlichkeit am Anfang des Christentums*, (dt. Übersetzung) München – Wien 1991, hervorgehobenen Polarität der Keuschheit Rechnung zu tragen. Die grundsätzliche Binarität erscheint in der Tat im Hintergrund der zentralen, von Jussen jedoch unter einem anderen Blickpunkt zitierten Texte; z.B. kommentiert Caesarius von Arles in seiner 6. Predigt die von ihm gebilligte Lohnabstufung 100–60–30 damit, daß *Alius quidem exhibet amplius, alius minus*; vgl. *Sermons au peuple*, hg. von Marie-José Delage, Bd. 1, Paris 1971, S. 332, zitiert von Jussen (wie Anm. ), S. 50. Es gibt also keine Mittelstelle. Zwar erkennt auch Jussen, ebd., S. 51, daß diese „drei *professiones* ihren Sinn durch ihre assoziative Verbindung mit Distinktionen wie ‚beschädigt/unbeschädigt‘ (*corruptus, incorruptus*) oder ‚befleckt/unbefleckt‘ (*pollutus, purus*) bekamen“, leitet daraus aber eine rein moralische Deutung ab (nämlich den Zusammenhang mit Reinheitsvorstellungen). Auch Hieronymus argumentiert binär in seinem 22., an die Asketin Eustochium gerichteten Brief (*Epistulae*, hg. von Isidor Hilberg, Wien – Leipzig 1910, S. 163, zit. von Jussen, ebd., S. 74), in welchem er zum ersten Mal das 100–60–30-Schema verwendet und Witwenschaft und Jungfräulichkeit mit dem Thema der Keuschheit verbindet: *centesimus et sexagesimus fructus de uno sunt semine castitatis*. Derselbe verfestigt dann im Rahmen seiner Polemik gegen den ‚Häretiker‘ Jovinianus den Abstand zwischen Jungfrauen und Witwen und nähert diese den (in letzte Position gerückten) Verheirateten durch eine (sehr erfolgreiche!) allegorische Zahlendeutung an, die die Zahlen 30 und 60 in Verbindung mit der linken, die Zahl 100 hingegen mit der rechten Hand bringt (... *sed non eum manu, quibus in laeva nuptae significantur et viduae*: *Adversus Jovinianus*, in: Migne PL, Bd. 23, S. 224, zit. von Jussen, ebd., S. 76 f.), wobei er die alte römische Gegenüberstellung *dexter/sinister* (= positiv/negativ) neu belebt.

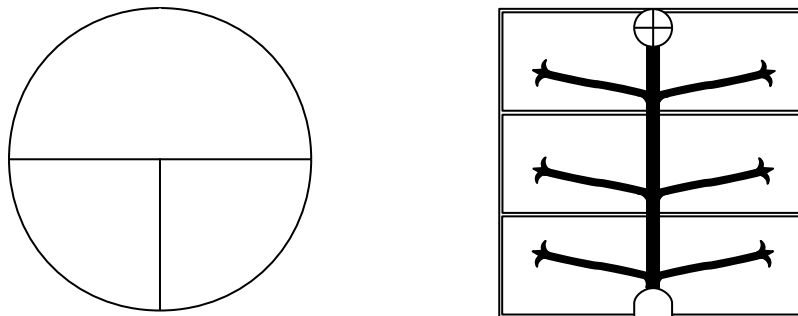
<sup>52</sup> Jussen (wie Anm. ), Abb. 2–10.

<sup>53</sup> Version der Zwettler Handschrift (1. Drittel des 13. Jh.); vgl. Jussen (wie Anm. ), Abb. 10 (S. 117).

<sup>54</sup> Version einer Handschrift aus dem Trierer Raum um 1200; ebd., Abb. 2 (S. 103).

<sup>55</sup> Man hat es also hier mit einem Äquivalent zur Jesse-Wurzel, so wie sie Guerreau-Jalabert, *Arbre de Jessé* (wie Anm. 32) untersucht, die Jussen (wie Anm. ) anscheinend nicht bekannt geworden ist, sodaß er dieses Motiv zugunsten anderer Baum- bzw. Aufstiegs motive beseitigt (S. 105), die jedoch grundsätzlich der gleichen ideellen Struktur entsprechen.

che Bedeutung völlig modifiziert.



Dreiteilige und anscheinend ternäre Darstellungsweisen von grundsätzlichen Binaritäten

#### 4. PERSPEKTIVEN

Was soll all dies bedeuten? Hinsichtlich des Fehlens von gründlicheren Erkundungen ist es schwer, etwas Anderes als Hypothesen vorzubringen. Die Logik der von der untersuchten Gesellschaft bewerkstelligten Kategorien und Klassifizierungen [237] ernst zu nehmen, erlaubt jedoch, sich wohl einem Stück der sozialen Logik anzunähern und hier zum Beispiel das mögliche, für uns unfaßbare und deshalb *a priori* kaum vorhersehbare Fehlen eines eigentlichen hierarchischen Funktionierens in einer Gesellschaft zu erkennen, die doch Herrschaftsverhältnisse kannte. Da die begegnenden Binaritäten gleichzeitig und von vornherein Subordinationsverhältnisse sind und die Binomen oft verkettet und deutlich verkettbar sind, führen sie ein grundsätzliches Homologie-Prinzip ein, das die verschiedenen, binomial schematisierten Herrschaftsverhältnisse untereinander verschränkte und somit bekräftigte, mit dem kardinalen Geist/Fleisch-Binom als kaum infragestellbarem Grundmuster.

Die unverzichtbare Untersuchung der gesellschaftlichen Vorstellungen kann und muß anhand aller Typen von Dokumenten und Argumenten geführt werden: Hier wurden lediglich einige Sätze aus Würzburger Urkunden beispielhaft herangezogen sowie einige weitere Zeugnisse von Ternionen berücksichtigt, in denen die zunächst gewonnenen Ergebnisse nicht aufzugehen schienen, die sich jedoch schließlich ebenfalls als binäre Typen entpuppten. Diese zum Teil dank der verfremdenden Betrachtungsweise der Sozialwissenschaften erreichte Akzeptanz der Andersartigkeit der untersuchten Gesellschaft stellt den ersten Schritt dar auf dem Weg zur – meines Erachtens – eigentlichen historischen Arbeit, nämlich zur Erklärung der Entwicklung, die von dieser herrschenden Konzeption einer Vielzahl homologischer binärer Dominationsverhältnisse zu der späteren herrschenden Konzeption eines einheitlichen hierarchisierten Körpers führte. Wenn man davon ausgeht, daß die rein geistesgeschichtlichen Hinweise auf die politische Theologie und Philosophie (Körpermetaphorik, *reductio ad unum*, Wiederentdeckung des Dionysios Areopagites, des Aristotelismus und so fort) nicht genügen, weil die Ideen keine Entwicklungsautonomie genießen, muß diese Änderung der Gesellschaftskonzeptionen mit der Entwicklung der ganzen Gesellschaft innig zusammen-

hängen – die wir zur Zeit überhaupt nicht in der Lage sind, zu erklären. Aber zu wissen, daß man nicht weiß, und daß das Unmittelbar-Sichtbare bzw. -Geäußerte höchstwahrscheinlich trügerisch ist, ist erkenntnistheoretisch schon ein guter Anfang...<sup>56</sup>

---

<sup>56</sup> Ich möchte Herrn PD Dr. Joachim Schneider (Würzburg) für die sorgfältige sprachliche Verbesserung herzlich danken, die er meiner zunächst noch rohen deutschen Fassung hat zukommen lassen. Für alle übrig bleibenden Schwierigkeiten bin ich selbst verantwortlich.